00 52538
EF
3 1761 06676469 7

Hessische Volksbücher

Herausgegeben von Wilhelm Diehl

7

Johann Luft

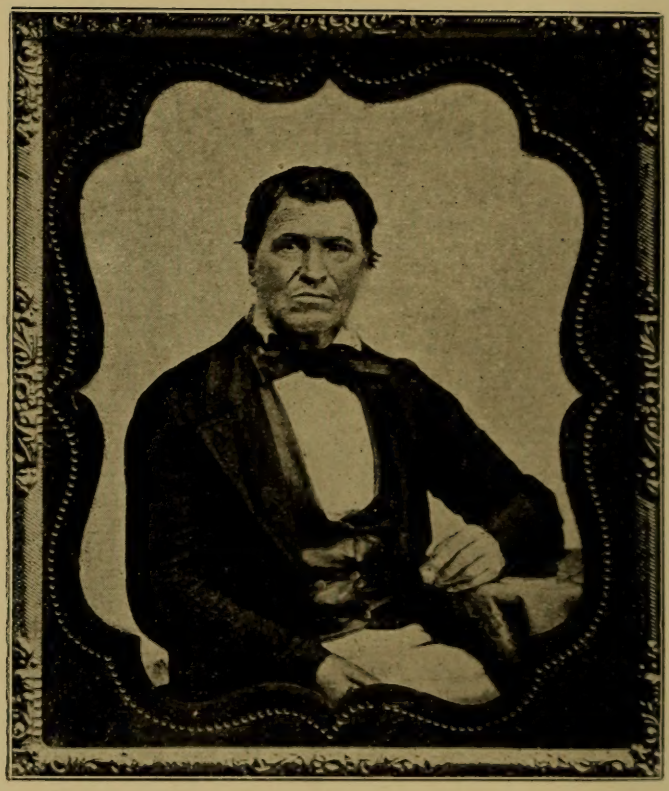
Leben und Schicksale in meiner Schulmeister-Laufbahn

eingeleitet und erläutert

von

Karl Esselborn

Darmstadt 1910
Selbstverlag des Herausgebers
Für den Buchhandel:
H. L. Schlapp, Buchhandlung in Darmstadt



6

Johann Luft.

Hessische Volksbücher

Herausgegeben von Wilhelm Diehl

7

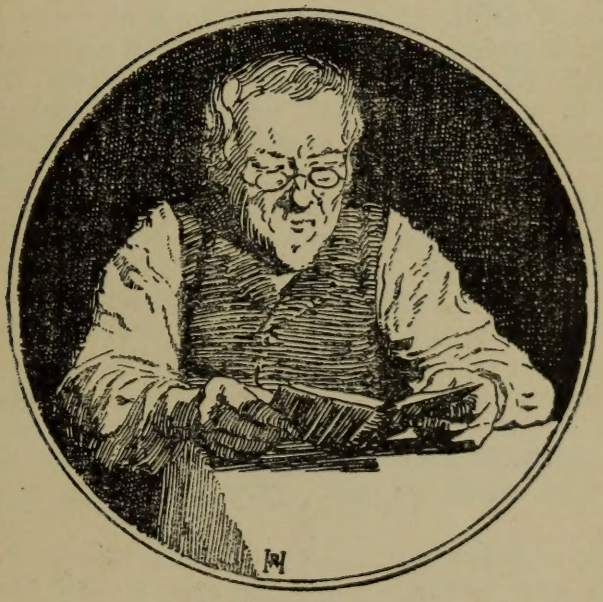
Johann Luft

Leben und Schicksale in meiner Schulmeister-Laufbahn

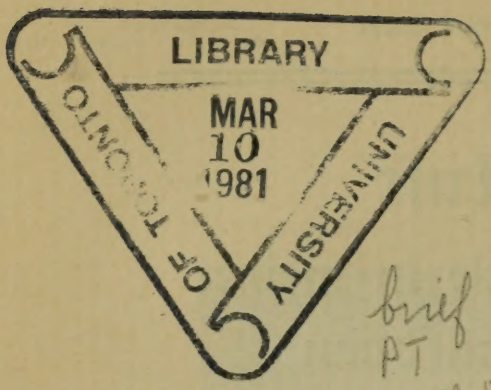
eingeleitet und erläutert

von

Karl Esselborn *



Darmstadt 1910
Selbstverlag des Herausgebers
Für den Buchhandel:
H. L. Schlapp, Hof-Buchhandlung



brief
PT
0052538

Alle Rechte vorbehalten.

Einleitung.

Es gibt wohl kaum eine Selbstbiographie, die nicht Dichtung und Wahrheit enthielte. Die rückblickende Betrachtung, vor eine reiche, bunte und wirre Masse einzelner mehr oder weniger lebhafter Erinnerungsreihen gestellt, muß unwillkürlich und notgedrungen eine Ordnung hineinbringen. Eine bloß zeitliche Ordnung wird aber dem tiefer dringenden Menschengeiste nicht genügen, er wird vielmehr die einzelnen Ereignisse auch in ein ursächliches Verhältnis zueinander setzen. Und wie jede perspektivische Darstellung, so gibt auch jede Lebensbeschreibung ein verkürztes Bild der Wirklichkeit. Kleine Krümmungen verschwinden, wenn die Grundrichtung nur im wesentlichen dieselbe bleibt, bei dieser Betrachtungsweise. An sich unscheinbare und unbedeutende Ereignisse, die vielleicht einen bestimmenden Einfluß auf ein Leben gehabt haben, geraten in Vergessenheit, an ihre Stelle treten in der Erinnerung wohl zeitlich benachbarte Ereignisse, denen nun Wirkungen zugeschrieben werden, die sie in Wirklichkeit nicht gehabt haben. Hierbei handelt es sich nicht etwa um eine wissentliche Entstellung der Wahrheit, sondern nur um eine optische Täuschung, die die Dichtung mit dem Schein der Wahrheit unwillkürlich umgibt.

Diese Erkenntnis rechtfertigt es auch, wenn im folgenden der als Wahrheit erkennbare Kern eines ursprünglich als „humoristischer Roman" veröffentlichten Werkes als eigene Lebensbeschreibung seines Verfassers bearbeitet erscheint. Dieses im Jahre 1842 in der Seifertschen Buchdruckerei zu Mainz gedruckte Werk hieß: „Leben und Schicksale des Friedrich Flut in seiner Schulmeister-Laufbahn". Sein Verfasser war Johann Luft, der drei Jahre vorher das Schulmeisterhandwerk an den Nagel gehängt hatte. Daß es kein Zufall ist, daß der Held des Romans, Flut, dieselben Buchstaben in seinem Namen führt wie sein Verfasser, zeigt ein kurzer Blick auf dessen Leben.*

Johann Luft wurde geboren am 15. Dezember 1798 als Sohn des Wagners Johannes Luft (geb. 26. Januar 1775, gest. 19. Februar 1818) und dessen Ehefrau Katharina Elisabeth Rödelspergerin (geb. 19. September 1771, gest. 11. Juni 1832) zu Heu-

* Die folgenden Ausführungen werden ergänzt durch den Aufsatz über Luft in Nummer 36 der Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung" vom 10. September 1910.

bach im Odenwald, das im Jahre 1803 von Kurpfalz an Hessen kam. Der Vater bestimmte den Sohn für den Schullehrerstand, wozu er selbst von früher Jugend an eine große Vorliebe hegte, doch hatte er als der älteste Sohn nach dem Willen seines Vaters, des Wagnermeisters Johann Adam Luft (geb. 4. November 1751, gest. 1812), gegen seine Neigung das väterliche Gewerbe ergreifen müssen. Auch der jüngere Johann Luft konnte dem Gewerbe seines Großvaters wenig Geschmack abgewinnen, doch würde er es gleich seinem Vater für seinen künftigen Unterhalt haben wählen müssen, hätte sich nicht der reformierte Heringer Pfarrer Heinrich Cullmann, zu dessen Pfarrei damals Heubach als Filial gehörte, des begabten Jungens angenommen und ihn unentgeltlich für den Lehrerberuf vorbereitet.

Durch Cullmanns Unterricht lernte Luft auch die lateinischen Klassiker, teils im Original, teils in Übersetzungen kennen. In seinen poetischen Versuchen (S. 39f., 103f., 154f.) finden sich sogar zwei Übersetzungen aus Ovid („Der Schlaf", Metamorphosen XI, 592 bis 632, „Der Neid", ebenda II, 760—796) und eine aus Phädrus („Die beiden Wanderer und der Räuber", Fabeln V, 2). Cullmann mag es auch gewesen sein, der ihm die deutschen Klassiker, namentlich Klopstock, Schiller, Bürger und Körner zugänglich machte.

In den Jahren 1817 bis 1820 arbeitete Luft auf verschiedenen Schreibstuben, wurde im März 1821 von dem Kirchen- und Schulrat in Darmstadt geprüft und zur Versehung eines Lehramtes für tüchtig befunden. Gleich darauf ward er Schulvikar in Heubach. Als solcher erhielt er außer Wohnung und Brennholz einen Jahresgehalt von 130 Gulden. „Aussicht zu bedeutenden Nebenverdiensten", so sagt Luft einmal selbst, „durch Rechnungstellen, Abschreiben und besonders durch Herausgabe einer Sammlung von poetischen Versuchen, die er ausgearbeitet hatte, und dann auch die Hoffnung auf baldige bessere Anstellung bewogen ihn, im Dezember 1822, wo er 23 Sommer zählte, eine Verwandte, Anna Margarete Schenkel (geb. zu Umstadt am 17. Juni 1804) zu heiraten, die aber, wie er selbst, auch wenig Vermögen von den Eltern zu erwarten hatte. Er fing darauf mit seinem geringen Solde an, eine Haushaltung einzurichten, wozu er von seiner noch lebenden Mutter nichts, von den Schwiegereltern nur weniges Geräte erhielt, also alles für sich anschaffen mußte. Dadurch geriet er in Schulden, die in den drei Jahren seines ferneren Aufenthaltes in Heubach, wo nach jener Heirat alle Privatverdienste aufhörten, auf über 200 Gulden anwuchsen".

In der Hoffnung, seine Lage verbessern zu können, bewarb sich Luft im Frühjahr 1826 um die frei gewordene reformierte Schulstelle zu Hering, einem an der nördlichen Seite des Otzbergs gelegenen Städtchen, das ebenfalls im Jahre 1803 aus kurpfälzischem in hessischen Besitz übergegangen war. Der Pfarrer und Inspektor Ritter (geb. 1759, gest. 17. April 1830) hatte sein Gesuch befür-

wortet, weil bei der Lehrtätigkeit Lufts in seinem Geburtsorte das Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", zutreffe. Daraufhin ward Luft am 30. Juni 1826 die mit einer Besoldung von 200 Gulden verbundene Heringer Schulstelle übertragen. Einen Monat später ward er von dem Landrat in Dieburg verpflichtet und am 6. August von dem Inspektor Ritter in Gegenwart des Ortsgeistlichen bei versammelter Gemeinde der Schuljugend vorgestellt, in sein Amt eingewiesen und zu seinen Pflichten, wie auch die Gemeinde und Schuljugend zu den ihren, ermahnt.

Die Veränderung seiner Stelle veränderte aber die schlechte Finanzlage Lufts nicht. Der Mehrbetrag seiner neuen Besoldung gegenüber seiner früheren war nicht sehr groß, die Schulden waren ihm nach Hering gefolgt, und außerdem wurde seine Familie durch die am 18. Februar 1827 erfolgte Geburt einer Tochter Juliane Eleonore Konkordia auf drei Köpfe erhöht. Bereits am 12. September 1827 bewarb er sich, allerdings vergebens, um eine Schulstelle in Lampertheim, und am 14. November desselben Jahres bat er den Kirchen- und Schulrat um eine Gehaltserhöhung. Pfarrer Cullmann, der aus diesen Anlässen über Luft zu berichten hatte, bezeichnet diesen als einen „vorzüglich fähigen und kenntnisreichen, aber dabei sehr exzentrischen und einer steten Aufsicht und Leitung bedürftigen Schullehrer", der „in der Schule nicht leiste, was er seinen Fähigkeiten nach leisten könnte und sollte. Ihm sei die Schule mehr Nebensache, die er gern von sich stoßen würde, wenn ihm eine anderweitige Unterkunft offen stünde. Seine meiste Zeit verwende er dazu Gedichte, Charaden 2c. für gewinnsüchtige Journalisten zu drechseln, die ihn weniger mit Geld als mit übertriebenem Lobe in Briefen zu seinem Verderben belohnten."

So knapp waren Lufts Mittel, daß er, wie er in einer Eingabe vom 12. Januar 1828 zu seiner Rechtfertigung erklärt, „nicht so viel zu erübrigen wußte, daß er abends bei der Lampe Schein an seiner weiteren Ausbildung arbeiten konnte, sondern aus Mangel an Brennmaterial durch Vorlesen der Zeitungsneuigkeiten, aus Eulenspiegels Possen oder sonstigen Erzählungen nach Hansens und Veltens Geschmack sich auswärts Zutritt erwerben mußte, um die langen Winternächte einigermaßen zu kürzen".

Als ihm am 20. Mai 1831 ein Sohn, Georg August Emil, geboren wurde, gestalteten sich seine Verhältnisse durch diesen Familienzuwachs noch schlechter. In seiner Not entfernte sich Luft öfters von Hering, um Unterstützung zu suchen oder um Subskribenten für seine Gedichte zu sammeln, und setzte gelegentlich, auch wenn er keinen Urlaub erhalten hatte, einfach die Schule aus. Da er sich für seine Leistungen nicht genug bezahlt glaubte, hielt er sich auch zu solchem Vorgehen berechtigt. Unter diesen Umständen konnte er auch nicht gegen die Schulversäumnisse seiner Schüler vorgehen.

Mußte er ja doch, um einen gelegentlich von ihm zu seiner Rechtfertigung angeführten Umstand zu erwähnen, „die Milch zum Frühstück von den Leuten in Hering kaufen, und da er sie nicht bar bezahlen konnte, so kündigte man ihm jedesmal den Kredit auf, wenn Schulstrafen exequiert wurden".

Als er einmal wegen seiner Schulversäumnisse von dem Ortsschulvorstand zur Rechenschaft gezogen wurde, erklärte er, „daß es ihm nicht möglich sei, fernerhin als Schullehrer in Hering zu subsistieren, indem es ihm an allen Lebensmitteln fehle". In Berücksichtigung dieses Umstandes trugen der Inspektor Cullmann und der Landrat Kritzler am 22. März 1832 bei dem Kirchen- und Schulrat „auf Lufts Entlassung oder wenigstens auf dessen Versetzung von Hering an, zu welcher letzteren, die sie für diesen jungen, mit guten Gaben und Kenntnissen versehenen Mann immer noch mehr wünschten, durch die in Erledigung gekommene reformierte Schulstelle zu Waldmichelbach die schickliche Gelegenheit gegeben sein möchte".

Keines von beiden geschah; Luft blieb in Hering. Daß Lufts „zerrüttete ökonomische Verhältnisse" und „die damit verbundenen Sorgen der Nahrung" der Grund dafür waren, daß „er sein Amt nicht mit dem nötigen heiteren Mute", diesen beiden „Bedingungen einer gedeihlichen Wirksamkeit", verrichten konnte, erkannte die Dieburger Bezirksschulkommission an, ebenso wie der Heringer Ortsschulvorstand erklärte, daß er „von einem Hungrigen und Verzweifelnden nichts erwarte und fordere". Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, daß der Oberschulinspektor Wilhelm Hesse, den Luft im Jahre 1833 als den Freund und die Hoffnung des Lehrerstandes in einem Gedichte (Lyrische Gedichte 1835, S. 155—157) gefeiert hatte, ihn in seinem Visitationsprotokoll am 26. Juni 1834 als „so nachlässig und in seinen häuslichen Verhältnissen so zerrüttet bezeichnet, daß gegen ihn ernstlich eingeschritten werden müsse. Seine Schule, 62 Kinder stark, stehe auf der niedrigsten Stufe. Die Kinder hätten nicht einmal Schiefertafeln". Daraufhin hoffte der Oberschulrat, daß Luft dazu veranlaßt werden könne, freiwillig seinem Amte zu entsagen; allein am 1. Oktober 1834 erklärte Luft, daß er dermalen dies unmöglich tun könne, „indem er wegen Mangels an Unterstützung und bei seinem geringen Diensteinkommen Schulden machen mußte."

Hatte sich Luft im Jahre 1834 nicht zur Aufgabe seines Amtes bereit finden können, so änderte er im folgenden seinen Sinn und erklärte am 16. September 1835 vor dem Inspektor Cullmann zu Lengfeld, „daß er um die Vormittagsbesoldung, welche kaum über das Frühstück lange, fernerhin nicht dienen könne und wolle, und daß er ohnedies so mit Schulden überhäuft sei, daß er sich auch länger nicht halten könne; er entsage daher einem so undankbaren Geschäfte und bitte, dies der einschlägigen Behörde zu erklären".

Allein er scheint diese Erklärung bald darauf zurückgenommen zu haben, denn es findet sich kein Vermerk in den Akten, daß sie weiterbefördert wurde.

Die Schulvisitation des Jahres 1836 ergab dasselbe traurige Bild wie in den beiden vorhergegangenen Jahren. Cullmann äußerte sich deshalb berichtlich dahin, daß „Luft wohl in der Schreiberei oder im Rechnungswesen auf eine für ihn selbst vorteilhafte Weise verwendet werden könnte; er besitze bei manchen schönen Kenntnissen einen sehr guten Verstand, sei nüchtern und rechtlich und wegen seiner Fähigkeiten in jedes Geschäft, bei dem vorzüglich die Feder geführt werden müsse und Berichte zu erstatten seien, leicht einzuweisen. Durch Lufts anderweitige Unterbringung wäre in der Tat ihm und der Schule geholfen". Als nun Lufts Dienstentlassung erwogen wurde, hielt das Ministerium des Innern und der Justiz, das Luft in keinem anderen Dienstzweig zu verwenden wußte, den Antrag des Oberschulrats auf Dienstentlassung zwar für begründet, doch war es dafür, daß Luft gleichzeitig mit der Entlassung aus seiner dermaligen Stelle „versuchsweise die Verwaltung einer anderen Schulstelle, womit einige Verbesserung seines Einkommens verbunden sei, übertragen werde". Dabei ging es von der Erwägung aus, daß „nach den seitherigen Verhandlungen über Lufts Dienstführung die Nachlässigkeiten, die er sich habe zu Schulden kommen lassen, zum größten Teil in seiner drückenden ökonomischen Lage, vielleicht auch zum Teil in den für ihn ungünstigen Lokalverhältnissen ihren Grund hätten, und daß Mangel und Dürftigkeit gerade bei den ihm eigenen Geistesfähigkeiten einen besonders herabdrückenden Einfluß auf seine Pflichterfüllung geübt hätten, mithin gehofft werden könne, daß er bei einiger Verbesserung seiner ökonomischen Lage und Veränderung der Lokalität seiner Anstellung wieder gehoben und zu tüchtiger Dienstführung angespornt werden würde, um so mehr, als ihm das Lob rechtlicher Gesinnung zur Seite stehe".

Daraufhin wurde Luft am 31. März 1837 seiner Stelle in Hering entlassen und ihm am 6. April die evangelisch-reformierte Schulstelle in dem ehemals pfälzischen, im Jahre 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß an Hessen gelangten Marktflecken Unterwaldmichelbach gegen Bezug des nicht ganz 250 Gulden betragenden Diensteinkommens provisorisch übertragen. Sehr mißfällig wurde Luft in dem neuen Ort seiner Wirksamkeit aufgenommen, da man sich dort dagegen sträubte, einen Lehrer, der seiner definitiven Anstellung enthoben worden war, als Vikar anzunehmen. Die Art und Weise, wie sich der Ortsschulvorstand zu Waldmichelbach gegen die Annahme des der Gemeinde von der höchsten Staatsbehörde zugedachten Lehrers aussprach, nahm der Oberschulrat „nur mit Mißfallen" wahr, und der „Weg einer strengen Ahndung" ward nur deshalb nicht eingeschlagen, weil man die Überzeugung hatte, „daß dieses an sich

strafbare Benehmen dieser Leute nur in ihrer Unkenntnis mit den bestehenden Gesetzen und Vorschriften seinen Grund habe".

Aber auch in Unterwaldmichelbach besserten sich Lufts Verhältnisse nicht. Im Sommer 1838 ließ ihn das Ministerium des Innern und der Justiz, obwohl er nur provisorisch angestellt war, das Vorrecht der definitiv angestellten Staatsbeamten, daß ihre Besoldungen nur zu einem Fünftel von Gläubigern in Beschlag genommen werden konnten, zu teil werden. Doch was konnte das bei den zerrütteten Verhältnissen Lufts, dessen Schulden sich damals auf 361 Gulden 42 Kreuzer beliefen, helfen? In diesem Sinne schrieb Luft unterm 24. August 1838 an den Kreisrat Steppes in Heppenheim: „. . . . die besondere Berücksichtigung, die mir die hohe Staatsbehörde durch den jüngsten Beschluß angedeihen läßt, verdient von meiner Seite dankbare Anerkennung und sollte mich für eifrigste Tätigkeit antreiben. Gleichwohl liegt in meiner Lage und namentlich in der Wendung, die sie auf jenen Beschluß nehmen wird und meinen finanziellen Verhältnissen nach nehmen muß, Grund genug zur Besorgnis, daß ich letzteres auch bei dem besten Willen nicht immer können werde. Die erste wesentliche Bedingung zum Wirken ist doch gewiß das Leben können, und eben dies ist mir in meinen dermaligen Verhältnissen durch jenen Beschluß, dessen Vollzug mir zwar Ruhe vor meinen Gläubigern schafft, aber auch meinen Kredit vernichtet, forthin unmöglich, wenn mir nicht von Zeit zu Zeit Unterstützung gereicht wird; denn wenn ich das Fünftel von meiner Besoldung à 249 Gulden $52\frac{1}{2}$ Kreuzer = 50 Gulden abgebe, so behalte ich nicht einmal 200 Gulden zur Lebsucht, wie ich sie in Hering hatte und kann überdies ohne Kredit das Defizit an meinem Auskommen nicht durch Schuldenmachen decken wie bisher."

Was Luft vorausgesehen, traf ein. Am 15. Februar 1839 wandte sich seine Frau an den Oberschulrat mit der Bitte um „Aushilfe in höchster Not", denn „sie seien mit allem zu Ende und wüßten nicht mehr acht Tage lang das Leben fortzubringen, wenn ihnen nicht von seiten hoher Behörde Unterstützung werde. Kein Brot, keine Kartoffeln, keine Milch, der übrigen Speisen nicht zu gedenken, die ihnen das ganze Jahr hindurch abgingen, ... Kredit hätten sie hier gar keinen, um durch ihn Aushülfe zu erlangen." Und fünf Tage später berichtet Luft über seinen Schuldentilgungsplan an das Ministerium des Innern und der Justiz, „er sehe sich, ohne Rücksicht und Hülfe wie vorher, der Not und dem Zwange schonungsloser Gerichte preisgegeben, die ihm unter Anhäufung ungeheurer Kosten und Bedrohung des Verkaufs seiner wenigen Mobilien statt des Fünftels seines Gehalts das Drittel desselben abpreßten oder wegnähmen, da sich, wie sie sagten, niemand um ihn kümmere."

Diese Verhältnisse, die den Beschluß des Ministeriums zur Erleichterung von Lufts Lage, nicht wirklich in Vollzug treten ließen,

brachten ihn endlich dazu, auf das Schulamt zu verzichten. In einem Schreiben vom 4. April 1839 teilte er dem Oberschulrat diesen Entschluß mit: „. . . . . Seit Neujahr und Monate vorher," heißt es in diesem Schreiben, „haben wir kein Brot, sondern fristen von bloßen Kartoffeln und Kaffee, den mir der Gemeindeeinnehmer dahier, der einen Spezereiladen hat, auf Kredit verabfolgt, das Leben. Ich kann es nicht länger in solchen Geist und Mut erdrückenden Verhältnissen aushalten und lege darum den Schulstab, der mir in fünfzehnjähriger Warte der Not und Plage soviel bereitet hat, mir so in der Seele zuwider geworden ist, daß mich bei dem Gedanken an die Schulmeisterexistenz unwillkürliches Grauen erfaßt, als wenn alles Wehe der Erde sich in diesen Gedanken zusammendränge, hinweg in der Überzeugung, daß ich mit solcher Gemütsstimmung im Lehramt hinfort keinen Nutzen schaffen, ja, ihn nicht einmal mehr erträglich vorstehen könne. Dieses Geständnis und diesen Schritt selbst glaube ich dem Staat, meiner Familie und meinem eigenen Gewissen schuldig zu sein, mag übrigens für mich daraus hervorgehen, was nur will."

Lufts Amtsentsagung, die von dem Oberschulrate „im höchsten Grade als erwünscht" betrachtet wurde, war nur ein Schritt der Notwendigkeit; denn seine Stellung in Waldmichelbach war von Anfang an unhaltbar.

Das Ministerium ordnete nun an, daß Luft „gänzlich und zwar für immer aus dem Lehrerverband zu streichen" sei, und am 4. Juni wurde Luft, der bereits Ende Mai seinen Unterricht eingestellt hatte, mit dieser Anordnung durch den Bürgermeister Gärtner bekannt gemacht.

Nach seiner Entlassung nahm Luft seinen Wohnsitz in Umstadt. Seine einzige Erwerbsquelle war nun seine Feder. In Umstadt, wo im Jahre 1842 der humoristische Roman „Leben und Schicksale des Friedrich Flut in seiner Schulmeisterei-Laufbahn" entstand, blieb Luft ununterbrochen bis zum Jahre 1844. Das Datum des Vorworts zu seinen lyrischen Gedichten „Heubach im Blütenmonat 1840" deutet zweifellos nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt daselbst.

Ein kleines Erlebnis aus seiner Umstädter Zeit erzählte er im „Hessischen Hausfreund" (4. Jahrgang, Darmstadt 1843, Nr. 124 vom 15. Oktober). Am Tag vor dem Kirchweihfest in K(lein-Um)stadt, einem in halbstündiger Entfernung von Umstadt gelegenen Orte, hatte ein Bursche von dort bei ihm einen Sermon oder Spruch zum Straußaufstecken bestellt. So ungern Luft „seine Lyra zu dergleichen stimmte, indem er selten den solchen Ohren beliebten Ton treffe, so ließ er sich endlich doch dazu bewegen und entwarf, die kurze Zeit bis zum Gebrauch für das Memorieren noch übrige Frist erwägend" ein Gedicht von dreißig Zeilen, sandte es dem Besteller durch seinen Jungen und ließ für die gesamte Mühe dreißig Kreuzer fordern.

Dies schien jedoch den Klein-Umstädtern, die die Gedichte mit der Elle zu messen schienen, zuviel, und so mußte sein Sohn mit dem Gedicht, aber ohne Geld nach Haus zurückkehren.

Am Ende des Jahre 1843 oder zu Beginn des Jahres 1844 ist Luft nach Büdingen übergesiedelt. Nach einer vom 30. Januar 1844 datierten, in Nummer 5 des „Büdinger gemeinnützigen Wochenblattes" vom 3. Februar erschienenen „Ankündigung" war er „gesonnen, wöchentlich vier Stunden, Dienstags, Mittwochs, Freitags und Samstags, abends von 8—9 Uhr, Rechnen- und Schreibunterricht, auch späterhin, wenn sich Liebhaber einfinden sollten, Anleitung in der Mathematik zu erteilen, zu welch Letzterem zwei Stunden besonders anberaumt werden könnten. Der Rechnen- und Schreibunterricht könnte, falls eine Gesellschaft junger Leute, Handwerker und Bürgersöhne zusammenträte, gegen 32 Kreuzer für die Person per Monat mit nächster Woche in seiner Wohnung bei Herrn Faßbinder in der Vorstadt beginnen." Schon vor seiner Übersiedelung dorthin hat Luft Beziehungen zu Büdingen gehabt. Bereits im Jahre 1843 veröffentlichte er einige Gedichte in den von der Andreas Hellerschen Hofbuchdruckerei verlegten, „Wöchentlichen Unterhaltungen", einem Beiblatt zum „Büdinger gemeinnützigen Wochenblatt": in Nummer 9 vom 26. August 1843 das Gedicht „Gertrud von der Wart oder: Treue bis in den Tod", in Nummer 11 vom 9. September „Gasele", in Nummer 15 vom 7. Oktober ein „Logogryph" und in Nummer 16 vom 14. Oktober eine „Wechselcharade". Alle diese Gedichte sind mit dem Ortsdatum „Umstadt" versehen.

Lufts Familie scheint ihm erst später, jedoch noch im Jahre 1844 nach Büdingen gefolgt zu sein. Anhaltspunkte hierfür bieten ein lateinisch geschriebener Lebenslauf von Lufts Sohne, wonach dieser zwei Jahre auf dem Büdinger Gymnasium war, sowie die Matrikeln der Gymnasien zu Büdingen und Darmstadt, wonach der junge Luft im Jahre 1844, bezw. auf Ostern 1847 in diese Anstalten eingetreten ist. Der zuletzt genannte Zeitpunkt muß für Lufts Übersiedlung nach Darmstadt angenommen werden. Die Ortsbezeichnung „Büdingen" der „Herbst 1847" datierten dritten Auflage der „historischen Novellen" beweist nichts gegen diese Annahme, da sie sich aus der Beibehaltung des Ortsdatums der beiden früheren Auflagen einfach erklärt.

Die politischen Vorgänge der Jahre 1848 und 1849 veranlaßten ihn zu einer Anzahl von Gedichten, die er in die Gedichtssammlung „Freiheits- und Lebensklänge" aufnahm. Es seien davon genannt: „Deutschlands Wiedergeburt am 6. März 1848", „Die Preßfreiheit", „Der Mai 1848", „Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. im Mai 1848", „Der Wehrstand", „Die Volksbewaffnung", „Sonettenkranz auf Robert Blums Grab", „An mein Vaterland".

Während seines Aufenthalts in Darmstadt kam Luft zu der Über-

zeugung, daß seine Verhältnisse, die „eine bessere Gestaltung unumgänglich notwendig heischten", in der Nähe oder überhaupt in Deutschland günstige Aussichten auf Verbesserung nicht hätten. Er beschloß deshalb in Amerika die „Sicherung der Subsistenz für sich und seine Familie" zu suchen. Am 18. Oktober 1849 reiste er daher in Begleitung seiner Frau und seiner beiden Kinder nach Gernsheim, nahm dort von ihnen Abschied und fuhr in einem holländischen Dampfboot nach Antwerpen, wo er sich am 23. Oktober in einem Segelboot nach New-York einschiffte. Am 17. Dezember langte er dort an. Zwölf Jahre blieb Luft in Amerika. Da seine, allerdings nicht sehr zahlreichen Briefe an seine Familie nach dem Tode seines Sohnes, der am 30. Januar 1907 als Pfarrer in Ostheim starb, verbrannt worden sind, so ist über diese Zeit seines Lebens nur weniges bekannt. In welchen Städten er sich außer New-York und Pittsburg aufgehalten hat, weiß man nicht. Seinen Unterhalt fand er außer durch den Ertrag der kleinen im Juli 1850 in Pittsburg veröffentlichten Gedichtsammlung „Freiheits- und Lebensklänge" (Gedruckt bei Victor Scriba und Comp., Pittsburg, 1850, 126 S.) u. a. durch Erteilen von Klavierstunden.

Am 10. August 1861 verließ er New-York im Segelboot und traf am 8. September in Bremen ein. Luft begab sich von dort zu seinem Sohn, der bereits im Herbst 1856 die Definitorialprüfung bestanden hatte und damals Pfarrvikar in Eschollbrücken war. Da Lufts Versuch, Hauslehrer auf einem Gute zu werden, an seinen Forderungen scheiterte, so zogen beide Eltern zu ihrem Sohne, der 1863 nach Butzbach und 1868 nach Münster bei Butzbach versetzt worden war. Dort lebte Luft ganz seinen Neigungen, namentlich machte er viele römische und germanische Ausgrabungen. Am 22. Dezember 1872 feierte er seine goldene Hochzeit und empfing bei dieser Gelegenheit, wie sein Nekrolog in der „Darmstädter Zeitung" (1880, Nr. 21 vom 21. Januar 1880, S. 111) berichtet, „mannigfache Beweise der Verehrung, auch von seinem Landesfürsten". Am 17. Januar 1880, morgens vier Uhr, erlag Luft den Wirkungen wiederholter Schlaganfälle. Seine Witwe überlebte ihn einige Jahre. Sie starb am 17. März 1889 zu Ostheim bei Butzbach, wohin ihr Sohn im Jahre 1885 versetzt worden war, und wurde zu Münster an der Seite ihres Gatten beerdigt.

Die besten Proben seines Talents hat Luft in seinen Gedichtsammlungen gegeben. Er hat deren vier veröffentlicht. Die „Poetische Versuche", Darmstadt, Jacob Schmitt, 1827, zerfallen in zwei Teile, von denen der erste 172 lyrische Gedichte und 68 Rätseln und Charaden, der zweite dagegen „ein episch-didaktisches Gedicht in vier Gesängen: Tobias Vater und Sohn, oder: Die ausharrende Geduld" und einen Anhang von 18 Gedichten enthält. „Lyrische Gedichte" ist der Titel der beiden folgenden Sammlungen, von denen die eine

1835 in Darmstadt bei Johann Jacob Schmitt gedruckt und bei G. G. Lange in Kommission gegeben war und 99 Gedichte umfaßte, während die andere 1840 in Bensheim an der Bergstraße bei G. C. Heller gedruckt war und 131 Gedichte zählt. Jede dieser Sammlungen enthält neben Gedichten, die in keiner anderen enthalten sind, solche, die bereits in den früheren standen. Dagegen sind die 55 in den „Freiheits- und Lebensklängen" zusammengefaßten Gedichte in keiner der früheren Sammlungen enthalten, doch sind die Gedichte: „Der Schlittschuhläufer", „Vergangenes Glück", „Waidmanns Erwartung", „Die Hühnerjagd", „Den Manen eines Vaters geweiht", „Des Jünglings Klage" dem „Leben und Treiben des Friedrich Flut" entnommen und die Gedichte: „Büdingen, jetzt und ehemals" (vgl. S. 15), „Sängergruß zur Maifeier", „Der Frühling", „Frühling und Kindheit oder: Die Kleinkinderschule", „Betrachtungen am Pfingstmorgen. Sonettenkranz", „Die erste Liebe", „Preis der Frauen" und der „Wunderbaum" in den Jahrgängen 1844 bis 1847 der „Wöchentlichen Unterhaltungen" des Büdinger gemeinnützigen Wochenblatts zum erstenmal gedruckt.

Von den deutschen Klassikern übte Klopstock auf Luft den größten Einfluß aus, wie er auch in den Klopstock nachgebildeten Oden am glücklichsten war. Auch das epische Gedicht „Tobias" erinnert an das Vorbild. In einer an seinen Freund August Nodnagel (1803—1851) gerichteten Ode: „Klopstocks Ode oder: Rhythmus und Reim" (Ged. 1835, S. 201 ff.) hatte er den Reim abgelehnt:

Sein lacht mit Fug, wer der Lyrik Stab
Den Gehalt prüfend vermählt. Im Geschrei nicht
Des Rhapsoden meldet das Lied die Kunst
Noch ersetzet Harmonie die Seelenleere.

Gleichwohl sind Lufts spätere Gedichte größtenteils gereimt, die „Freiheits- und Lebensklänge" enthalten nur eine ungereimte Ode „Freiheit und Gesetz" (S. 116—118), die dem Freunde seines Sohnes, Johann Marbach (geb. 3. Mai 1829 zu Staden, gest. 21. November 1905 zu Eisenach) gewidmet ist.

Hatte Luft dem Pfarrer Cullmann, als er ihm riet, mehr im Volkston zu dichten, entgegnet (Poet. Versuche I., S. 129 f.):

Warum tadelst du mich, lieber verehrter Freund,
Daß den alten Kothurn wählte zum Muster ich,
Und ins höhere Reich geistiger Dichtung kühn
Wag' aufstrebenden Flug?

so bezeichnet er es doch in dem Vorwort zu der Gedichtsammlung von 1840 als das Ziel, wonach sein „Streben mit voller Kraft der Seele ringe", „Volksdichter zu sein, d. h. das innere geistige

Leben eines Volkes, wie es sich bei den wechselnden Zeit- und Schicksalsereignissen gestalte und zeige, aufzufassen und in klaren, demselben entsprechenden Gesangsformen und Bildern darzustellen . . . Um aber das Leben eines Volkes klar auffassen zu können, müsse der Dichter dieses Volksleben in allen seinen Nüancen beobachten und gleichsam mitleben, doch so, daß er über allenfallsige störende Einwirkungen jener Zeit- und Schicksalsereignisse auf Geist und Gemüt erhaben ist. Nur so wird die gehörige Unbefangenheit seine Beobachtungen zu richtigem Resultat, zur Wahrheit führen." Daß sich Luft „bei dem Laufe nach diesem Ziel" Hindernisse in den Weg stellten, ist im vorhergehenden gezeigt worden. Und er selbst sprach es offen aus, daß die Gedichte „nur wenig den Anforderungen entsprächen, die man mit Recht an den Volksdichter machen könne und mache".

Gleich seinem Vorbild Klopstock besaß Luft einen lebhaften Sinn für Freundschaft. Wie dieser hat er viele Gedichte an Freunde gerichtet und auch einen Zyklus Freundschaftsoden unter dem Titel „Wingolf" (Freundschaftshalle) zusammengefaßt. (Versuche I, 215 bis 221.) Seine an Freunde gerichteten Gedichte sind wichtige Quellen für seine Lebensgeschichte, bei vielen lassen sich aber die Personen, an die die Gedichte gerichtet sind, nicht mehr feststellen. In dem „ersten Gesang des Wingolfs" feiert er namentlich seinen Lehrer Cullmann als:

— — — — — — — Führer und Hirt
Beglaubigter Seelen, und Christ
Der mit Nachsicht das Verseh'n trägt,
Und ein Vorbild Lehrenden gibt, sanftmütig.
Aber erhebt Bosheit frecher ihr Haupt,
Dann flammet sein Eifer und rügt
Sie voll Tatkraft, auch mit Nachdruck.

Neben Cullmann steht der am 12. Dezember 1786 geborene Georg Vogler, der von 1812 bis 1819 Pfarrer in Kleestadt und dann bis zu seinem am 20. August 1833 zu Bessungen erfolgten Tode Pfarrer in Umstadt war:

Er ward mir mehr noch
Selber — ein Freund! — als mein Lehrer mir war.

Zu diesen beiden gesellt sich Just Hayn Schlingloff aus Hanau,

Der die Laufbahn mir voranflog
Ob er einst gleich weiter zurück noch weilte.

Dieser war am 10. Dezember 1799 zu Hamburg geboren (gestorben zu Hanau am 14. August 1876) und hatte im Jahre 1824 einen 232 Seiten starken Band Gedichte veröffentlicht, für dessen Übersendung — ein „Geschenk, werter von mir geschätzt, als Peruviens

Gold" — sich Luft in einem Gedichte Versuche I, Seite 156—158) bedankte.

Mit vielen zeitgenössischen Literaten seiner Heimat war Luft befreundet; in seiner Selbstbiographie nennt er Ernst Friedrich Grünewald, Ludwig Karl Wittich, Karl Götz und Christian Bender (vgl. auch Gedichte 1835, S. 183—185), in seinen Gedichten außerdem noch den bereits erwähnten reichbegabten Freund von Georg Gottfried Gervinus, August Nodnagel (1803—1851, vgl. Gedichte 1835, S. 201 ff., 204—206), Georg Peter Dambmann (1761—1826, Versuche I, S. 133 f.), Adam Hechler (1811—1842, Gedichte 1840, S. 348—350) und den bereits genannten Johann Marbach.

Ein Epos, Moskoviade, das den Untergang Napoleons und die Befreiungskriege besingen sollte, blieb unvollendet; es sollte dem Pfarrer Cullmann gewidmet werden, wie aus der Gedichtsammlung von 1835 (S. 259—265) hervorgeht:

Dir das vollendete Werk einst reich' ich zur prüfenden Einsicht,
Denn, ein Herold des Glaubens, wie wenige sind, voll Gemeinsinns
Und allein nur geschickt, mit der Freundschaft tiefen Gefühlen
Ganz mein Herz zu befeuern, indem du das Würdige würdigst,
Ehrte dich gern mein Lied, noch späteren Zeiten vernehmbar,
Wo sich die jüngern Geschlechter mit Luft der fernen erinnern.

Eine Anmerkung besagt, daß von dem Epos aus Mangel an geschichtlichen Quellen erst einige Bogen fertig seien. Die in der sogenannten Schleiermacherschen Registratur im Großh. Haus- und Staatsarchiv befindliche, 71 Verse zählenden Probe eines in Hexametern abgefaßten Gedichtes: „Der Freiheitskampf Leipzig", die Luft im April 1826 dem Großherzog Ludewig I. überreichte, gehörte wohl diesem geplanten Epos an.

Die „historischen Novellen und Erzählungen", die zuerst 1845 in Büdingen, gedruckt in der Hellerschen Hofbuchdruckerei, erschienen, erlebten bis zum Jahre 1859 neun Auflagen; ob sie noch alle erhalten sind, ist zweifelhaft; zugänglich davon wurden, außer den ersten, nur die dritte (Hanau, Kittsteinersche Buchdruckerei 1848, die vierte (ebenda, Vorwort: Darmstadt, Herbst 1848), die sechste, (Offenbach a. M., Seiboldsche (C. Gaestel) Druckerei 1851, Vorwort: Darmstadt, Herbst 1849), die siebente (Gießen, Wilhelm Keller 1853) und die neunte Auflage (ebenda 1859). Von „Erinnerungen und Sagen seines Geburtsortes Heubach im Odenwalde und der dortigen Gegend, die Luft ausbildend in besseren Zusammenhang brachte", enthält die erste Auflage: „Die Belagerung Breubergs um 1672 oder: Krieg und Liebe im Bunde", „Otzbergs Belagerung von 1621 oder: Not und Gefahr bewähren die Braven", beide als „Historische Novellen" bezeichnet, sowie: „Der Liebe Schwur oder: Siegbert Ganß von Otz-

berg und Adelgunde von Brenberg", eine Sage aus der Ritterzeit, die er bereits unter dem an erster Stelle aufgeführten Titel in einer Romanze in der Gedichtsammlung von 1840 (S. 75—79) behandelt hatte. Außerdem enthält die erste Auflage noch die derben Erzählungen „Die Brautfuhr" und „Die Bärenhetze"; ferner die „Humoristischen Wanderskizzen", die zeigen, wie Luft Subskribenten für seine Schriften wirbt, und endlich das Gedicht „Gelübde Philipps von Isenburg-Büdingen oder: Das Jerusalemstor zu Büdingen".

In der dritten Auflage fehlen die „Bärenhetze" und die „Wanderskizzen", dafür sind einige ältere Gedichte, sowie folgende Gedichte aus der isenburgischen Geschichte und Sage* hinzugekommen: „Der Siechweiher bei Großendorf oder: Wilhelm und Klotilde", „Die Schlacht bei Rudau 1370 oder: Salentins von Isenburg Heldentod", „Die Zerstörung der Burg Hardeck bei Büdingen", „Hermann und Mathilde oder: Das Himmelfahrtsfest auf Hardeck", „Sesithak und Ramis", „Sigalds Tod". Die vierte Auflage ist gegenüber der dritten um das Gedicht „Die Ahnung oder: Graf Albert von Isenburg. Eine Volkssage" vermehrt, sonst stimmt sie mit dieser vollkommen überein, wenn auch die Anordnung der einzelnen Stücke etwas verändert ist. In der sechsten Auflage fehlt die „Brautfuhr", sonst weicht sie nicht von der vierten ab. Die siebente Auflage enthält zum erstenmal einen Anhang von Gedichten aus den früheren Sammlungen. Ebenso die abermals vermehrte neunte Auflage, deren Anhang eine die Kritiker behandelnde Fabel: „Die Lerche und die Spatzen" enthält, die in keiner Sammlung vorkommt.

Die Sucht nach Künsteleien, wie Wortspielen, geistreichen, aber oft dunkelen Wendungen machen Lufts Prosa oft nicht leicht verständlich und deutlich. Das gilt auch zum Teil von seinen Gedichten, die er mehrfach nach vorgeschriebenen Endreimen oder so verfaßt hat, daß die ersten Buchstaben aller Zeilen ein Wort oder einen Satz ergeben (sogenannte Akrosticha). Die Freude am Wortspiel findet in seinen zahlreichen Rätseln einen deutlichen Ausdruck.

Von dem Schulmeisterelend, das Luft übrigens mit zahlreichen Berufsgenossen, die es allerdings nicht so drückend wie er empfunden haben mochten, teilte, wurde im Vorhergehenden auf Grund der Ministerial-

---

* In den „Freiheits- und Lebensklängen" (S. 110—116) findet sich noch ein diesem Kreise angehörendes Gedicht: „Büdingens Schreckenszeit", das, um eine Strophe vermehrt, in Nummer 35 der „Wöchentlichen Unterhaltungen" vom 31. August 1844 unter dem Titel: „Büdingen, jetzt und ehemals" abgedruckt war. Auch die übrigen Gedichte aus der isenburgischen Geschichte und Sage sind, ebenso wie „Die Belagerung Breubergs um 1672" und die „Humoristischen Wanderskizzen" zum erstenmal in den Jahrgängen 1844 bis 1847 der „Wöchentlichen Unterhaltungen" veröffentlicht.

akten deshalb ein so ausführliches Bild gegeben, um eine Vergleichung mit dem von Luft selbst gezeichneten zu ermöglichen. Dieses Bild hat er selbst „Leben und Schicksale des Friedrich Flut in seiner Schulmeisterlaufbahn" genannt und als „humoristischen Roman" bezeichnet.

Die erste Strophe der Zueignung an den Grafen Franz Eberhard zu Erbach:

Mit Scherz verwoben ziehet ein Schauerbild
Qualvollen Ringens, täuschender Hoffnung Fluch,
Dem Blick vorüber, ob verfehlter
Geistesbestimmung aus Zwangeswalten.

kennzeichnet deutlich den in dem Werke dargestellten tragischen Konflikt. Wenn Luft hier statt Lehrer „das seit langem mit einer gewissen Geringschätzung verbundene Schulmeister" gebraucht, so lag es ihm, wie er in dem Vorwort feierlichst erklärt, vollkommen fern, „den Stand und die Wirksamkeit des Lehrers, die er als Quelle aller Humanität, ja, als Grundstein jedes sittlich geselligen Lebens, somit auch, und vor andern des Staatsvereins, erachte, herabzuwürdigen oder nur zum Gegenstande des Scherzes zu nehmen". „Der Roman von Fritzens Schulmeisterleben", so fährt das Vorwort fort, „gilt bloß dem Idealisten und soll wohlgemeint, aber scherzweise davor warnen, unter ähnlichen Verhältnissen wie die geschilderten, die Hoffnungen und Erwartungen allzuhoch zu spannen . . . Fritz konnte sich in sein enges Leben und die geschiedenen Jahrhunderten gemäße Behandlung, wo der Schulmeister nicht selten von den Abfällen der Pfarrküche lebte und leben mußte, nicht wohl finden und nannte sie schulmeisterlich. Vielleicht lag aber bloß in seiner individuellen Ansicht und in der örtlichen Stellung für ihn die Täuschung, oder er hatte falsch kalkuliert mit den Aussichten auf Lohn und Ehre bei seinem Leben und Wirken . . . Eine Hanswurstiade konnte und wollte ich vollends nicht geben. Der Humor schließt, meiner Ansicht nach, das Gemütliche, d. i. das Ergreifende nicht aus, zumal wenn es sich im Verlauf einer Geschichte aus dem Leben von selbst verbietet. Das Ganze steht, obgleich aus dem Leben gegriffen, doch ziemlich im Konflikt mit dem Leben, wie dieses sich dem kalten Überblicke des kalten Weltmanns darstellt."

Mit diesen Worten gibt Luft einen deutlichen Fingerzeig zum Verständnis des Werkes. Es ist „aus dem Leben gegriffen" und zwar aus seinem eigenen. Er selbst ist der Fritz Flut. Sein ihm liebes Heimatsdorf Heubach erscheint als „Liebdorf", Hering unter dem keiner Erklärung bedürftigen Namen „Mangelsburg", Unterwaldmichelbach als „Veltenbruch", einer Bezeichnung, die er schon in dem Gedicht „Ein Nachtstück" (Ged. 1840, S. 317 ff.) gebraucht hatte, und Darmstadt als „Dramhof". Der katholische Lehrer zu Heubach, Johannes Cuny, tritt im Roman als „Hieronymus Cynn" auf, des „Nachbars Georg" ist sein Freund Georg Hasselbaum, der Stadtorga-

nist G . . . in U . . . ist der Lehrer Johann Gangeloff in Umstadt, der Kirchen- und Schulrat W . . . und der „große Meister der Tonkunst", die ihn prüfen, heißen Friedrich Ludwig Wagner und Johann Christian Heinrich Rinck. Seine Frau bezeichnet er als „Meta", entweder weil Klopstocks Gattin auch Meta hieß oder als Zusammenziehung von Margareta, denn seine Frau hieß Anna Margareta. Das in dem Roman zitierte Gedicht „Lurlei" ist von dem Pfungstädter Naturdichter Karl Götz, damit ist der Haarkräusler G . . . in Pf . . . erklärt. Der „Ritter des deutschen Parnasses und Knappe der Themis W . . ." ist kein anderer als Ludwig Karl Wittich, und der „Hofkupferstecher Gr . . ." Lufts Freund Ernst Friedrich Grünewald, dem er mehrere Gedichte (Ged. 1835, S. 176, 215, 234) gewidmet hatte. Diese Beispiele, die sich noch vermehren ließen, zeigen, daß die Grundlage des „Romans" die reine Wahrheit oder die Romanform nur ein Deckmantel für diese ist. Wenn Luft in dem Vorwort zu der Gedichtsammlung von 1840 sagt, daß „die Poesie ihre . . . Gestalten von Gegenständen aus der Sinnenwelt . . . nehme, das Gemeine zwar verschmähe, nicht aber das Wirkliche, weil sie wirkliche Rührung und Teilnahme beabsichtige, und nur ihre Personen und Gegenstände, je nachdem es ihren Zwecken dienlich sei, veridealisiere und ihnen ein höheres Gewand anlege, um den Leser oder Hörer selbst zu veredeln", so mag er bei der Schilderung seiner Jugend vielleicht ganz unwillkürlich so verfahren sein. Das hindert aber nicht, dem Roman die Bedeutung einer Selbstbiographie beizulegen.

Als solcher erscheint er in der Tat in der vorliegenden Bearbeitung, die vor allem die dritte Person der Erzählung durch die lebendigere erste und die Chiffern und Decknamen, soweit sie sich auflösen ließen, durch die wirklichen ersetzt hat. Auch einige genaue Zeitdaten, die der Roman natürlich vermeidet, wurden zur besseren Orientierung eingefügt. Dagegen wurde vieles von dem die Erzählung unterbrechenden Beiwerk, wie die zahlreichen Rätsel, Charaden und Rösselsprünge, weggelassen. Von den eingestreuten Gedichten wurden nur zwei aufgenommen. Ebenso mußten zwei komisch-pikante Stellen gestrichen werden, die wohl zu dem komischen Roman paßten, aber dem ernsteren Ton der Selbstbiographie widersprochen hätten. Dafür wurde ein in den Schulakten befindlicher Aufsatz Lufts über den Ortsschulvorstand, sowie die „Humoristischen Wanderskizzen" in den Text verwoben. Als Schluß wurden einige Sätze aus dem Vorwort der Gedichtsammlung angefügt. So wurde es erreicht, daß die Selbstbiographie von Anfang bis zu Ende tatsächlich Lufts Werk ist, wenn auch die Umarbeitung des Romans in diese Gestalt zahlreiche redaktionelle Änderungen formeller Natur notwendig machte. Die am Schlusse beigefügten Anmerkungen sollen außer zur Erläuterung auch zur weiteren Rechtfertigung der vorliegenden Bearbeitung dienen.

Als Ergänzung zu dem Roman gab Luft die Kompositionen von

sechs darin vorkommenden Gedichten als besonderes Heft unter dem Titel: „Sechs Lieder verschiedenen Inhalts nebst Melodien und Klavierbegleitung von Johann Luft 1842" heraus. Eine „Umstadt im Blütenmonat 1842" geschriebene Vorbemerkung besagte, daß die Kompositionen „allein aus dem Gefühl entsprungen seien, ohne daß eigentliche Kunsttheorie den geringsten Anteil daran hätte . . . Sich selbst mißtrauend, habe er sich an verschiedene Theoretiker gewendet, sie prüfen und berichtigen lassen; aber Tadel, fern von der gesuchten Belehrung, habe ihn immer auf sich selbst zurückgewiesen. Dennoch verdankten die Kompositionen ebensolchen Warnungsstimmen manche Verschönerung, vielleicht auch Berichtigung, indem dieselben ihn zu mehrfacher Umarbeitung aufforderten." Diese Vorbemerkung hat Luft bei dem endgültigen Druck durch ein Motto ersetzt. Wie der Gedichtsammlung von 1840 hatte er auch dem ersten Band seiner „Versuche" zwei Notenbeilagen beigegeben. In dem Vorwort zu den „Versuchen" bemerkt er ausdrücklich, daß bloß die Begleitungen des Klaviers sein Werk, die Melodien selbst aber von Volksliedern entlehnt seien.

Neben seinen besonders erschienenen Schriften hat Luft zweifellos außer zu den „Wöchentlichen Unterhaltungen" des Büdinger Wochenblattes zahlreiche Beiträge zu anderen Zeitschriften und Zeitungen verfaßt. Ihre Feststellung im einzelnen ist, da alle näheren Anhaltspunkte fehlen, unmöglich, zumal manche Zeitung, der er Beiträge geliefert hat, gar nicht mehr vollständig erhalten ist, wie z. B. der Hessische Hausfreund. Wie aus dem ersten Band seiner „Poetischen Versuche" hervorgeht, hat er Beiträge geliefert zu der Didaskalia, dem Frankfurter Journal, der Abendzeitung und den in Hanau erschienenen „Mainblüten". Das in dem Frankfurter Journal von 1822 (Nr. 23 der Extrabeilage) erschienene Gedicht „Sehnsucht nach dem Frühling" (Versuche I, S. 12ff.) ist vielleicht das erste, was von ihm gedruckt worden ist.

Als die bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der Poesie wird man seine 1827 erschienenen „Poetischen Versuche" anzusehen haben. Dieses auf den ersten Blick befremdende Urteil hat seinen Grund darin, daß der aufreibende Kampf gegen die materielle Not seine unverkennbaren und bedeutenden Anlagen nicht zur vollen Entfaltung kommen ließen. Und hierin liegt das Tragische in seinem Leben. Wer erwägt, was Luft unter günstigeren Lebensverhältnissen hätte leisten können, der versteht das wahre Wort, das seine Grabschrift über ihn ausspricht:

Der Muse reichbegabter Sohn, doch nicht des Schicksals Günstling.

Erster Abschnitt.

Mein Vater, Johannes Luft in Heubach, war ein sonderbarer, aber grundredlicher Mann, den seine Zeit- und Ortsgenossenschaft nur nicht zu behandeln verstand, weil er vom gemeinen Wege der Denk- und Handlungsweise abwich. In Roms kräftigem Zeitalter hätte er leicht einen Curtius abgegeben. Ohne Falsch traute er jedem das beste zu und ging daher mit jedermann gern im Tone der Freundschaft um. Seinen Nachbarn, und wer ihn in irgendeinem Anliegen um Hilfe ansprach, half er willig und unverzüglich mit Rat und Tat, und nicht selten mußte er, mit fremden Geschäften überladen, seine eigenen dringenden verschieben. Das zog ihm gemeiniglich Schaden zu, so daß man oft in Wahrheit von ihm sagen konnte: „Er fängt anderer Leute Mäuse, und seine Ratten läßt er laufen". Dies ward ihm auch manchmal von seiner Käthe, meiner Mutter, bemerkt, wenn er für seinen Diensteifer Hohn zum Lohn von Undankbaren empfing. Aber er lächelte über seiner Ehehälfte Engherzigkeit, wie er ihre wohlgemeinte Sorge für das häusliche Fortkommen nannte, und blieb nach wie vor der einmal angenommenen Sinnesart und Handlungsweise getreu. Wenn sie aber gar, den Weisheitsfinger an die Nase legend, ausriefen: „Wie man's treibt, so geht's", dann fühlte er sich zuweilen doch gekränkt und nahm sich vor, niemand mehr zu helfen. Allein dieser Vorsatz war nur in der augenblicklichen

Verstimmung seines Gemüts, nicht in seinem inneren Wesen begründet, und wie jene verflog, so war auch der Vorsatz vergessen und der alten Bereitwilligkeit zum Dienen gewichen. Nur wer sich in Gemeindesachen des Eigennutzes, der Fahrlässigkeit oder gar des Betruges schuldig machte, der fand an ihm einen schonungslosen, unversöhnlichen Gegner. Rücksichtslos enthüllte er die Betretenen vor der Welt und warnte seine Mitbürger vor weiterem Vertrauen auf sie. Seine zage Lebensgefährtin sagte ihm hierüber manchmal: „Das Feuer, das dich nicht brennt, brauchst du doch nicht zu löschen". Allein er entgegnete dann: „Wenn ich den Brand im Nachbarhause nicht zeitig zu dämpfen suche, wird er zuletzt auch das meinige ergreifen und verzehren." Daß er hierin recht dachte, unterliegt keiner Frage; ob er zugleich klug daran getan, wird von manchem Weltkundigen mit Kopfschütteln begutachtet werden. Gleichwohl wurde mein Vater, der sich seines Gemeinsinns und uneigennützigen Diensteifers wegen so gut wie nicht leicht ein anderer zum Gerichtsherrn oder selbst zum Konsul des Orts, was damals der Schultheiß war, geeignet hätte, bei dergleichen Wahlen doch immer übergangen.

Schulmeister zu sein und so seine Geisteskräfte vorzüglich zur Ausbildung kenntnishungriger Mitmenschen anwenden zu können, dies lag stets in meines Vaters Seele und stimmte innigst mit seiner Denkart zusammen. Darum war es auch von den Tagen der Kindheit her einer seiner vertrautesten Wünsche gewesen, diesen Beruf zu ergreifen. Allein sein Vater, mein Großvater, der keinen über das häusliche und alltägliche Leben hinausgehenden Horizont hatte und deshalb auf sich selbst am meisten und zuerst Rücksicht nahm, hatte ihn, als den erstgeborenen, frühe in seinem eigenen Ge-

schäfte — er verfertigte vierrädrige und zweirädrige Wagen — angeleitet, um bald einen Gehilfen und Stellvertreter an ihm zu haben. Daher gab er es durchaus nicht zu, daß mein Vater etwas anderes als das väterliche Handwerk ergriff.

Wohl waren die drei Schulmeister des Orts, denn das reformierte, lutherische und katholische Bekenntnis hatte einen für sich, wohlstehende Leute geworden, aber dies nicht eben durch die Einträglichkeit des Lehramtes. Denn nächst dem katholischen Lehrer Johannes Cuny, der Bürgermeister war und auch die Steuereinnehmerei besorgte, war der eine seines Handwerks ein Strumpfwirker, und der andere, der meines Großvaters Schwester zur Frau hatte, ein nicht unbedeutender Ackerbauer, und beide hatten, da die Schule nur von Martini bis Petri dauerte, also zwischen der Martinsgans und dem Storch lag, Muße genug, ihren Geschäften, die ich gerade nicht die Hauptgeschäfte zu nennen brauche, obzuliegen. Letzterer hatte also in der Zeit, wo alle seine Feldnachbarn den Ofen feuernd feierten und nichts verdienten, seinen Lehrersold vor diesen voraus und konnte daher selbst ein Mißjahr leicht verschmerzen, da ihm immer eine Ernte, wenn auch eine mäßige, sicher war. Dem Webstuhl mußte demnach jener und dem Pfluge dieser seinen Wohlstand vorzüglich beimessen, und beide hätten, wenn sie zwischen dem gemeinsamen Berufe und den eigenen Geschäften hätten wählen müssen, gewiß diese als die ergiebigsten erkoren. Ob die unter der Hand mitbetriebene Schulhalterei bei jedem gleich guten geistigen Erfolg zeigte, wage ich nicht zu behaupten und melde hier nur, daß der reformierte Lehrer so segensreich die Wintermonate hindurch in seiner Schule wirkte, daß sein Name noch lange nach seinem Tode von den Gliedern der Gemeinde, die seinen

Unterricht in ihrer Jugend genossen hatten, mit inniger Verehrung genannt wurde.

Dies war es, was meinem Vater einleuchtete und ihn mehr als barer Sold zum Schulamt gelockt hätte, wenn ihm die Wahl seines Berufes freigestellt gewesen wäre. Was Wunder darum, daß er mich, einen Jungen von Geist und Talent, für den Beruf zu erziehen suchte, von dem er selbst sich die höchste Glückseligkeit versprochen hatte und daher seinen Liebling durch eben dieses sein Lieblingsgeschäft am besten versorgt und beglückt glaubte. In solchem Vorsatze bestärkte ihn überdies das Beispiel eines Jungen aus Heubach, namens Peter Böswald, der mit mir fast gleichen Alters war und frühe schon aus innerem Antriebe das Lehrfach erwählt hatte. Da es ihm Sonntagsgedanke geworden war, künftig das Schulzepter führen zu dürfen, so rief er mir bei jeder zufälligen Begegnung auf ländlichen Geschäftswegen freudig zu: „Gelt, du wirst Schulmeister? Ich auch!" Er war vermöge seiner sanften Gemütsart gleichsam zum Volkserzieher und Lehrer geboren und leitete in der Folge die Jugend keineswegs wie Gregorius Schlaghart und Genossen, sondern wahrhaft im Geiste des größten Lehrers. Noch vor Vollendung seiner Schuljahre hatte Peter Böswald das Vaterhaus verlassen, um sich an den Ufern des Mains einen Lehrer zu suchen. Er fand ihn und war bald so weit unterrichtet, daß er mir, dem zu gleichem Berufe wie er bestimmten ehemaligen Dorfgenossen, auf einem Klavizimbel die erste Anleitung in der Musik geben konnte. Für meinen Vater war dies eine wahre Seelenfreude. Daß ein Geschäft, das den einen ganz vorzüglich anzieht, weil es seinen natürlichen Neigungen entspricht, auf den anderen von verschiedenem Charakter die entgegengesetzte Wirkung äußern kann, hatte er nicht er-

wogen. Vergebens sträubte ich mich gegen den Beschluß des Vaters, da meiner Lebendigkeit der Schulzwang zuwider war. Ich mußte gehorchen und wurde wider Willen zum Schulmeister vorbereitet.

Ein Mann von so uneigennützigen Grundsätzen, wie mein Vater war, wird, wenn ihn nicht außerordentliche Glücksfälle begünstigen oder sich ihm ungesucht darbieten, selten Besitzer großer Schätze sein. Darum hatte er auch nicht hinreichende Mittel, um mich beständig irgendwohin in Unterricht geben zu können, sondern ich mußte, wie einst Xenophon, stundenweges die Nahrung für meinen wißbegierigen Geist holen. Und zum Glücke fand ich in dem Ortsgeistlichen, Pfarrer Cullmann, einen Sokrates, der sie mir unentgeltlich bot. So wanderte ich denn mit des Nachbars, des Schullehrers Hasselbaum, Georg, der gleichem Berufe nachging, wöchentlich viermal nach Hering, dem entlegenen Pfarrorte, um dem Unterricht beizuwohnen, den der jugendfreundliche Pfarrherr einer aus mehreren Nachbarorten herbeigeeilten Anzahl von Knaben und Jünglingen erteilte, die sich teils, wie ich, dem Lehrerberuf, teils aber auch höheren Wissenschaften zu widmen gedachten und hier die Vorkenntnisse dazu sammelten. Im allgemeinen war dieser Unterricht daher für den Gesichtskreis des Volkslehrers berechnet und umfaßte Naturkunde, Erdkunde, Geschichte, Religion, Arithmetik und was das gemeine Leben erfordert. Da dies jedoch für die künftigen Jünger der höheren Studien nicht ausreichte, so wurde in besonderen Stunden auch Latein, griechische Sprache und Mythologie gelehrt. Gerade diese Fächer zogen besonders mich an, da ich gern über den engen Kreis des mir zugedachten, aber von mir herzlich verabscheuten Lebensberufs hinwegsah und den Flug in den lichtenvollen Regionen der Wissenschaften, und

namentlich der schönen Wissenschaften, die mir weniger für das tägliche Brot bestimmt zu sein schienen, zu versuchen wünschte. Wonnige Begeisterung und Glut durchbebten mich, wenn mein Lehrer, der ein Kanzelredner von hinreißendem Vortrag war, mit der ihm eigenen Beredsamkeit Altertumskunde, griechische und römische Geschichte vortrug oder Stellen aus den klassischen Schriftstellern erklärte. O, wie sehnte ich, für den solche Speise überhaupt nicht aufgetragen war, mich dann danach, tiefer in den Geist jener heiligen Mysterien eindringen zu dürfen. Allein die Stunde mahnte bald an den Heimweg, und ich mußte den zauberischen Kreis verlassen, wo ich mir so gerne Hütten gebaut und ewig geweilt hätte. Doch baute ich mir oft auf dem Rückweg nach Heubach, den ich und des Nachbars Georg, unserem eigenen Gutdünken folgend, gewöhnlich ferne vom betretenen Pfade durch einen Wald nahmen, aus den in jenen Stunden in mich aufgenommenen Vorstellungen ein goldenes Gebäude der Zukunft auf, das durch seine Anmut nicht nur alle fürstlichen, sondern sogar auch alle Feenschlösser überstrahlte. Daß es frei war vom dumpfen Gedränge einer Dorfschule wie vom kleinlichen Küstertreiben, läßt sich denken.

Aber ein Schulmeister muß nebenbei auch im Reiche der Töne bewandert sein, um bei höchst einfachem Solde dreifachen Berufskreis auszufüllen; denn gewöhnlich ist ja das Triumvirat: Lehrer, Kantor und Glöckner ökonomisch in einen Rock gesteckt. Mein erster Musiklehrer war fort. Ich und Georg gingen nun zusammen an den wöchentlichen freien Nachmittagen, Mittwochs und Samstags, nach Umstadt, gleichfalls eine Stunde Weges, zum dortigen Stadtorganisten Gangeloff, einem menschenfreundlichen Manne, der uns um ein billiges in St. Cäciliens Zaubergarten einführte. Der

Weg zu dem anderen Lernorte zog sich dem unserem Heimatgebiet entrieselnden Bächlein nach, das sich in zahlreichen Wendungen durch ein Wiesental schlängelt. Auf diesem Gange nach Umstadt ließ sich's jahraus jahrein ziemlich gut an, wenn auch der Himmel weinerlich und mürrisch dreinschaute, und darum der Feldweg, der über Berg und Tale strich, dem Wanderer an den Füßen klebend, mitging. Die Grasnarbe bot hier allezeit haltbare Bahn, und mehrere Mühlen an des Baches Lauf gewährten Zuflucht bei einfallenden Regengüssen. Einmal trug sich's zu, daß des aufgehenden Wetters halber der Weg auch hier an einer Strecke etwas anhängig war, und wir, da der Monat zu Ende ging, in Begleitung unserer Väter die Mühlen zu passieren dachten. Vorher mußten wir aber einen Graben überschreiten, der eben von Schnee- und Eiswasser hoch angeschwollen war. Um durch einen kühnen Sprung einen langen Umweg zu sparen, ergriff ich den herabhängenden Zweig eines nebenanstehenden Weidenstumpfes, um mich daran hinüberzuschwingen. Allein der Zweig riß ab, und, plump, lag ich im Wasser. Mein Vater zog mich heraus und bewahrte mich so vor dem Ertrinken. Dieses an sich unerheblichen Vorfalls sei hier nur um deswillen gedacht, weil er das treffendste Miniaturbild meines künftigen Lebensgeschickes abgibt.

Wie mühevoll solch Schülerleben manchem scheinen mag, so kam es mir doch ganz gut zustatten und verschaffte mir sogar manches Vergnügen. Auf dem Bruch bildete der Winter große Eisflächen, die mir und Georg, als Schlittschuhläufern, sehr willkommen waren. Oft nahmen wir deshalb den Stahl zu unserem Lernapparat mit.

War ich von meinen Leibes- und Geistes-wanderungen zurückgekehrt, und empfing mich das

Vaterhaus mit seinen trauten Wänden und der Garten dabei mit lebendiger Einhägung, worin die Rebe zur Sommerzeit an sicherem Geländer emporrankte und sich schattend ausbreitete, indes sie um das Haus ihre laubigen Arme schlang und die Fenster der Vorder- und Nebenseite in grünliche Dämmerung hüllte, dann setzte ich mich entweder einsam hin, meine schriftlichen Arbeiten für die nächsten Lehrstunden zu entwerfen oder die unterwegs gehabten Empfindungen niederzuschreiben, was ein wiederholter Ausflug in meine Idealwelten war. Bisweilen nahm ich auch Hallers, des großen Schweizers, Gedichte, ging auf die Anhöhen, die meinen romantischen Heimatort von Mittag, Morgen und Mitternacht umragen, und versuchte beim Lesen der Alpenweihe jene herrlichen Naturstücke in meiner nahen Umgebung zu schauen. Und wirklich war diese auch ganz zu solcher geistigen Vertauschung geeignet; denn steile, doch anmutvolle mit hohem kräftigen Waldwuchs bekleidete Berge wechselten hier mit lieblichen futterreichen Tälern und fruchtbaren Hügeln.

Unter solchen Beschäftigungen und Genüssen, denen ich mich mit schwärmerischen Ernst und Feuer hingab, empfand ich, obschon achtzehn Lenze meinem Blicke vorübergegangen waren, noch wenig oder gar keine Neigung für das schöne Geschlecht.

Da kam ich jedoch zufälligerweise mit meinem Herzen ins Gedränge. Mein Vater hatte mich auf einen Pachthof gebracht, damit ich daselbst vier Kindern, denen die Dorfschule zu ferne lag, Unterricht gäbe. Dort hatte ich nebst Kost, Logis und freier Wäsche fünfzehn Gulden zum Lohn für den Winter und die ersten Monate des Frühlings. Von den beiden ältesten Töchtern des Hauses war die eine, eine feurige Brünette, glückliche Braut, die andere, ein achtzehnjähriges Mädchen, schön und

lieblich wie die aufgeblühte Rose. Diese hatte es mir angetan, und ich ward anfangs von ihr begünstigt. Doch diese Seligkeit währte nur kurze Zeit, denn bald ward das Mädchen immer kälter gegen mich und ging mir zuletzt ganz aus dem Wege. Mein schüchternes Benehmen, das hier eben nicht am rechten Orte sein mochte, wollte die schöne Pächterstochter auf meinen Verstand schieben, was aber fehlgeschossen war. Mangel an Lebensart und Unbekanntschaft mit dem weiblichen Gemüte durften mir höchstens vorgeworfen werden.

Ein Gemüt, wie ich es besaß, das eben, weil es von dem gemeinen Gang der Empfindungen abwich und höheren Ideen nachhing, auch diese Ideen feuriger erfaßte und inniger festhielt, mußte gerade den Schmerz der Täuschung tiefer empfinden und gewöhnlichen Trostgründen unzugänglicher sein als andere. Meiner Denkart war es also gemäß, daß ich ob dem Fehlschlagen meiner gehegten Liebespläne, von denen ich mir freilich bis jetzt noch kaum selbst Rechenschaft abzulegen getraut, und die ich deshalb sorgsam in mich verschlossen hatte, in wehmutvolle, herzzerreißende Klagen ausbrach. Der schwärmerische Flug meiner Gedanken erhob sich sehr bald zu einer poetischen Schilderung des vergangenen Glücks, und ich überreichte meiner Angebeteten bei einer zufälligen oder vielmehr absichtlichen Begegnung im Garten folgendes Liebesgedicht:

Ich war so glücklich einst in deiner Liebe,
O Molly, wie der Engel Chor am Thron;
Denn schwelgend in dem göttlichsten der Triebe
Sprach ich der Erde düstern Leiden Hohn.
Mir war's Ergötzen, dir ins Aug' zu blicken,
Das blaue, das so seelenvoll sich wies.
Sein Lächeln riß in stürmischem Entzücken
Mich himmelauf ins ew'ge Paradies.

So glücklich war ich, da du mir zur Seite
Weithin durch schneeverhüllte Fluren gingst

Und über Klüfte dich, willkommne Beute,
An mich, den stützenden, vertraulich hingst.
Der rauhste Weg war mir bestreut mit Rosen,
Die winterliche Luft ein Frühlingsweh'n,
Wir schritten unter minniglichem Kosen,
Und ewig, ewig wünscht' ich so zu geh'n.

Doch ach, sie floh'n dahin, die sel'gen Stunden,
Zertrümmert liegt mein oft geträumtes Glück,
All' jene goldnen Bilder sind verschwunden
Und keine Klage ruft sie je zurück.
Verlassen irr' ich nun im öden Leben,
Nur die Ruine früh geschied'ner Zeit.
Wer mag verlor'ne Freuden wiedergeben,
Entreißen sie dem Grab: Vergangenheit?

Du kannst's allein. Du kannst in deiner Liebe
Mir neu gewähren das entfloh'ne Glück.
O bringe drum im seligsten der Triebe
Vergang'ner Tage Lust für mich zurück.
Noch einmal laß, an deine Brust gesunken,
Mich schlürfen aller Himmel Seligkeit,
Noch einmal, vom Gefühl der Wonne trunken,
Minuten feiern, wert der Ewigkeit.

Sie lachte herzlich über die närrische Lust des unerfahrenen Jungen. Ich verdarb also durch meine Herzensergießungen den Weg zum Herzen der Geliebten vollends, indem ich sie in ihrer ungünstigen Meinung von meinem Verstande gerade dadurch noch bestärkte. Unter so bewandten Umständen war für mich fortan aller Trost, alle Hoffnung in Ansehung meiner Liebe verloren.

Jetzt brachte eine Nachricht, die sonst geeignet gewesen wäre, meinen Geistesmut niederzuschlagen, mich wieder ins rechte Gleis, da sie meine Lebensgeister, die in dumpfes Hinbrüten versunken waren, aufrief und mich mit neuem Mute beseelte. Dies war die Nachricht von dem am 19. Februar 1818 erfolgten Tode meines Vaters. Da meine Anwesenheit zu Hause nötig war, mußte ich meine Hauslehrerstelle aufgeben. So kam

ich aus der Nähe der abholden Schönen, und mancherlei Gedanken an ernstere Dinge, die mein künftiges Wirken und Fortkommen betrafen, ließen mich die unerwiderte Liebe nach und nach vergessen. War ich ja doch forthin freier in der Wahl meines Lebensberufes und konnte das verhaßte Schuljoch, das mir mein Vater anheften wollte, von mir fernhalten und ein anderes Geschäft ergreifen. Freilich mochten auch hierzu wiederum Vorbereitungen und mehr oder andere Kenntnisse nötig sein als zu meinem bisherigen Fache. Allein ich hatte ja auch, was jenes anbelangte, schon vorgearbeitet und weitergeblickt, so daß ich hoffen durfte, bei meinen Anlagen und Fähigkeiten das Mangelnde leicht nachholen zu können. Eins jedoch fehlte, was zu erringen nicht in meiner Gewalt stand: Geld zum Besuche höherer Schulen. Denn meine Mutter, nunmehr eine arme Witwe, hatte zu viel mit dem Leben selbst zu kämpfen und auch zu wenig Einsicht, um erwägen zu können, welcher Nachteil für mich daraus erwüchse, wenn ich durch Haschen nach baldigem Erwerb für sie meine ganze hoffnungsvolle Zukunft ihrer augenblicklichen bedrängten Gegenwart aufopferte. Was war da zu tun? Sollte ich die Mutter verlassen und auf eigene Faust einen Wirkungskreis aufsuchen, der meinem erlangten Wissen und meinen Neigungen, aber auch zugleich meinen Plänen für die Folge zusagte? Aber welchen? Solche und ähnliche Fragen stiegen in meinem Gemüte zuweilen unwillkürlich auf, wenn ich mit der Betrachtung meiner jetzigen Lage beschäftigt, zur dichtverhüllten Ferne sah, wo die harten und lieblichen Lose des Schicksals für meine künftigen Lebenstage noch schlummerten.

Unentschlossen und schwankend in der Erfassung irgendeines Zieles als Lebensaufgabe, da der mir auf-

gedrungene Beruf mir schlechterdings nicht behagen wollte, machte ich mich dennoch mit Georg Hasselbaum auf den Weg nach der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt, um daselbst wenigstens vor der Hand einmal anzufragen, ob ich nicht bald des langen Schülerstandes los und ledig gesprochen werden könne. Ich tat dies natürlich mehr, um den unaufhörlichen Bitten meiner Mutter in etwas nachzukommen, als aus eigenem inneren Antrieb. Mochte der Bescheid darum auch ausfallen, wie er wollte, es galt mir gleichviel und machte mir keine Sorgen. Kenntnisse hatte ich mir, wie ich meinte, ja genug erworben, um bei einer nahen Geistesprobe nicht durchzufallen. Und sollte mir wirklich, falls die Liebe zum Fache als Ausschlag in die Wagschale gefordert würde, mein Herz, gewohnt, sich frei und offen, wie es war, zu geben, solche eigensinnig versagen, dann desto besser; ersparte ich doch ebenso der Behörde wie mir manche Unannehmlichkeit für die Zukunft.

Wir hatten zu unserem beabsichtigten Geschäfte einen wenig günstigen Tag gewählt; es war der 14. Juni, der Geburtstag des Fürsten. Da war nun alles und besonders jeder höhere Beamte bemüht, sich in Gala zu zeigen und so diesen Tag und sich selbst zu ehren. Der nächste Mann, an den wir uns in unserer Angelegenheit wandten, war der Kirchen- und Schulrat Wagner, der als gut und menschenfreundlich bekannt war. Zu ihm nahmen in der Regel bedrängte Schulmänner vertrauensvoll, und selten umsonst, ihre Zuflucht. Heute mochten ihm, zumal er sich gerade unter den Händen eines Friseurs befand, derartige Besuche doch etwas ungelegen kommen. Denn er antwortete uns ziemlich trocken auf unsere Fragen, die sich um das nächste Schulkandidatenexamen oder vielmehr um unsere Zulassung dazu drehten. Das erste Erfordernis hierfür

war ein vorgeschriebenes Alter. Wir mußten darum das Jahr und den Tag unserer Geburt angeben. Mein Begleiter konnte, durch seinen Vater auf solchen Umstand vorbereitet, die nötige Auskunft geben, nicht so ich, dem zwar das Jahr, aber nicht der Tag meiner Geburt aus Äußerungen der Eltern bekannt geworden war. Der Kirchenrat, dem meine Unbekanntschaft mit meinem eigenen Geburtstage unerhört vorkam, fragte mich nun fast entrüstet und in rauhem Tone, ob ich denn nie an meinem Geburtstage dem Geber des Lebens für dieses große Geschenk der ewigen Güte und Allmacht gedankt habe. „Eure Hochwürden verzeihen!", entgegnete ich. „Bei meinen Eltern, die außer ihren eigenen Geburtstagen nicht weniger als neunmal im Jahre solche Dankfeste anzuordnen gehabt hätten, konnte kaum darauf geachtet werden, besonders da die Ernährung so vieler Kostgänger ihnen selbst hart ans Leben ging und wenig Freude ließ." — „Welche Ansichten, und welche Gleichgültigkeit gegen das höchste, was der Himmel Eltern verleihen kann!", rief der Kirchenrat aus. „Sollten die Leute nicht aus der Heiligen Schrift gelernt haben, daß Kinder, wenn sie wohl geraten, ein Segen Gottes für die Eltern sind! Und sie konnten diese teueren Geschenke ohne Lust, ja gar für eine Last ansehen!" — „Das eben nicht", versetzte ich etwas kleinlaut, „aber ach, nur zu sauer mußte meinen Eltern diese Lust oft bei ihren vielen Kindern durch die Erringung der Mittel zur leiblichen Erhaltung und noch mehr der zur Erziehung und geistigen Ausbildung werden."

Von diesen Worten wurde der Kirchenrat, der ein herzensguter Mann war, gerührt und erklärte in sanfterem Tone, daß wir erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre zum Examen zugelassen werden könnten. Wir möchten demnach selbst entscheiden, ob

unser Alter uns dazu berechtige. Dann sagte er uns noch manches über unseren künftigen Beruf und legte uns seine Wichtigkeit ans Herz. Zum Abschiede machte er uns noch Riemanns Beschreibung der Reckanschen Schuleinrichtung zum Geschenk, damit wir das Buch miteinander durchläsen und uns manches daraus merkten und aneigneten, und entließ uns sehr freundlich.

Wir gingen also mit dem Vorsatze nach Haus, uns zu dem auf das Frühjahr bevorstehenden Schulkandidatenexamen zu melden, da bis dahin selbst Georg, der etwas jünger als ich war, das gesetzliche Alter für die Zulassung hierzu vollkommen erlangte.

So war denn wieder ein Sommer mit seinen schwülen Tagen vorübergegangen, und der späte Herbst herangekommen, mit frühem Reif die buntlaubigen Bäume versilbernd. Gescharte Zugvögel durchstrichen die Felder und weckten im Busen ein sonderbares Gefühl, das dem Heimweh ähnlich das Herz ergriff und nach unbekannten Fernen zog. Auch mich zog es oft, ich wußte selbst nicht wohin, und es kam mir dabei vor, als ob mir vieles, sehr vieles fehle. Eine öde, unbehagliche Leere war in meinem Innern entstanden, wie wenn die Hälfte meiner eigenen Wesenheit von mir abgezogen und geschieden wäre. War es die frühere Geliebte, die diese Leere hinterlassen hatte, oder fehlte es meiner vermehrten Geisteskraft an Beschäftigung, an einem angemessenen Wirkungskreise? Wahrscheinlich wirkte beides hier vereint und eins verstärkte den Eindruck des anderen, da, wenn nur das erste der Fall gewesen wäre, die Befriedigung im anderen dessen nachteiligen Einfluß auf mein Gemüt gemildert hätte.

Zwar war ich gemäß meinem lebhaften und feurigen Temperament, von früher Kindheit auf zur Jagd geneigt, und meine Lehrjahre hatten diese

Neigung besonders genährt und gestärkt, da mein Lehrer, jener treffliche Kanzelredner, ein großer Jagdliebhaber und eine Zeitlang sogar Besitzer und Ausüber einer Jagd war. Seine Schüler waren seine gewöhnlichen Begleiter auf solchen Jagdpartien, wodurch sie sich kräftigen und die abergläubige Furcht verlernen sollten, die noch gern in den Köpfen der Dorfjungen spukt. Mir war in meinen dermaligen Verhältnissen die Jagd vorzüglich willkommen, da sie mir, auf geistanstrengende, ernste Beschäftigungen während der längsten Zeit des Tages, am Abend, wo ich mit dem Jagdaufseher meines Lehrers oder mit diesem selbst auf den Anstand ging, Erholung und Zerstreuung bot. Was mich jedoch am meisten an der Jagd anzog, war nicht die Jagd an sich, sondern mehr der damit verbundene Umgang und freie Verkehr in und mit der Natur, die ja schon von den Tagen der Kindheit her, seit dem Erwachen der Empfindung meine Vertraute gewesen war.

Meine Liebhaberei an der Jagd war aber kaum hinreichend, mir genügsame Abwechslung zu bieten, und die Geschäfte bei meiner Mutter sprachen mich nicht sehr an, da ich groben Feldarbeiten ziemlich entfremdet war. Bloß Obsteinsammeln machte mir noch Vergnügen, und ich ging, wenn sich zu Haus keine solche Beschäftigung fand, mit meinem trauten Lehrgenossen, des Nachbars Georg, in dessen Garten, wo es sich denn nicht selten traf, daß uns eine seiner Schwestern, meistens die jüngste, ein niedliches Backfischchen, begleitete. Diese machte sich gerne mit mir, der seit einiger Zeit so schweigsam geworden war, zu schaffen. Ich mußte ihr oft die Leiter halten oder ihr den Stamm hinauf- und herabhelfen, wenn wir zusammen Zwetschen holten. Ich fand an solchem Umgang andauernd mehr und mehr Geschmack und mußte mir bald gestehen, daß ich ein wenig

tief in das Auge der Obstpflückerin geschaut hatte. Stärker zog es mich darum in die Nähe des naiven lieblichen Mädchens, das sich so zutraulich an mich anschloß, als ob wir Geschwister wären.

Mittlerweile rückte der Winter mit seinen langen Abenden heran und versammelte gewöhnlich einen kleinen Freundeskreis im Nachbarhause, wo ich selten fehlte. Die Männer unterhielten sich da mit Karten- und Schachspiel, während die Frauen emsig den Rocken drehten und spannen. Mitunter gab sich die Spielgesellschaft auch wechselseitig Rätsel und Charaden auf, die ich besonders gut zu geben und zu lösen verstand. Zuweilen wurden die Rätsel auch schriftlich verfaßt und mit nach Haus gegeben, wo dann am nächstfolgenden Abend die Lösung erfolgte.

Als wir eines Abends so im Austausch geistiger Pfeffernüsse begriffen waren, klopfte es ans Fenster. Man öffnete, und davor stand der geliebte Lehrer mit zwei Zöglingen, von einem Treibjagen in den Fürstlich Leiningischen Waldungen kommend, wozu ihn ein Schwager eingeladen hatte. Hier mit gleicher Bereitwilligkeit der Einladung folgend, traten die heimwärts ziehenden Jagdfreunde als ebenso große Freunde munterer Gesellschaft ins Zimmer, und der humoristische Mann vernahm nicht sobald den Gegenstand der Unterhaltung vor seiner Ankunft, als er gleichfalls einige Rätsel zum besten gab. Die Lösung der Rätsel sollte womöglich in Versen gegeben werden, und der Geistliche beraumte zu ihrer Abgabe den dritten Tag an, wo er wieder des Weges kommen und bei seinen Zöglingen einsprechen werde. „Sie sind", bemerkte er, „weder so schwer wie die Rätsel der Sphinx, von denen Ödipus eines löste und dadurch seine Mutter zur Frau gewann, noch wie jenes des Simson in der Bibel und werden

darum bald gefunden sein. Wenn nur die Verse so leicht ankommen! Doch dafür wird ja dort der Professor schon Rat wissen". Damit meinte er mich, der ich unterdessen den Faden meines Mädchens, der sich leise und leicht um die Spule wand, beobachtet hatte.

Nach einigen scherzhaften Reden und Anspielungen auf mein verändertes Benehmen entfernten sich die Jagdgenossen, den weiteren Heimweg verfolgend. Kaum waren sie weggegangen, als ich das Hineinlaufen des Fadenendes der kleinen Spinnerin bemerkend, ihr den Rocken pfändete, den sie mit einem Kusse lösen sollte. Dies ist auf Dörfern längst so Sitte und wahrscheinlich als Schutzmittel gegen das Einschlafen überm Spinnen, wobei gewöhnlich die kleine Maschine in Unordnung gerät und der Faden bricht, eingeführt worden. Wie willkommen indes verliebten Burschen solche Strafgerechtsame ist, kann man in jeder Spinnstube bemerken, da bei ängstlicher Wachsamkeit schüchterner Spinnerinnen oft der zu lang haltende Faden von jenen zum Küssegewinn abgerissen wird. Auch ich ergriff mit freudiger Hast den Rocken meiner Holden, von ihr das süße Lösegeld erwartend. Allein noch scheute diese bei dem Umgange mit mir, dem ernsten Liebhaber, der sonst nie die Mädchen neckte und darum durch die Ausnahme, die er bei ihr machte, eben seine Neigung gegen sie frei an den Tag legte, die Öffentlichkeit und verweigerte hartnäckig den Kuß. Das Pfand blieb daher in meinen Händen, und halb verletzt zog ich mich damit in das dunkle Nebenzimmer zurück. Stunden verstrichen, und das kleine Starrköpfchen, das anfangs durch glatte und gespitzte Worte wieder in den Besitz des unentbehrlichen Werkzeugs zu kommen gesucht hatte, saß in der Ecke da und schmollte.

Endlich mahnte der Glockenschlag elf die Gesell-

schaft an den Aufbruch. Man nahm das Licht, um mich, da man mich in meinem Asyl eingeschlafen glaubte, zur Herausgabe des Rockens und zum Abzuge zu vermögen. Doch ich war verschwunden, und das Nebenzimmer ganz leer. Aus einem leise angelegten Fensterflügel schloß man, daß ich da hinausgestiegen und mit dem Pfande auf und davon gegangen sein müsse.

So war es auch. Ich mochte ohngefähr eine halbe Stunde umsonst der Auslösung geharrt haben, als ich auf die Wahrnehmung, daß die Schöne ihr Köpfchen aufsetzte, den sonderbaren Entschluß faßte, mit meinen Schlittschuhen unterm Arm und dem Spinnrocken in der Hand die nächtliche Wanderung nach meinem Lieblingsplatze, einem zwischen hohen Waldbergen, etwa eine halbe Stunde von meinem Heimatorte gelegenen Wiesentale zu machen. An seinem fernsten Ende befand sich ein Gebäude, das ehemals den Hirten samt ihren Herden zur Herbstzeit Zuflucht gewährt hatte, wenn sie, die Eichelmast benutzend, hier trieben. Jetzt war jenes Gebäude schon ziemlich verfallen, da es seit langen Jahren nicht mehr benutzt und also auch nicht ausgebessert worden war. Dorthin wandte ich die Schritte, nachdem ich, wie gesagt, den Sprung aus dem Fenster getan, um nicht so bald bemerkt zu werden. Ich konnte dem Tale des Dörfchens folgen, das sich von östlicher Richtung dahin gegen Mitternacht krümmt, doch zog ich es vor, in gerader Richtung gegen Mitternacht einen Berg zu übersteigen, der mit alten Eichen bewachsen war und in fünf Hünengräbern seine vorchristliche Bedeutung noch zeigte. Heilige Schauer durchbebten ahnend mein Gemüt, so oft ich diese Denkmale der Riesenzeit betrachtete, die seit kurzer Zeit doppeltes Interesse für mich gewonnen hatten, da man bei zufälligem Nachgraben nach Sandstein an einem der Grabhügel messingene Ringe

und Kugeln von Schwerspat hervorgeholt hatte. Die ungeweihten Blicke der Fröner sahen in solchen Dingen weiter nichts als ein Spiel des Ohngefährs, das sie hier das Geräte ehemaliger Holzarbeiter oder gar längst verlebter Hirten finden ließ. Ich ging im Scheine des Vollmonds die Hügel auf der Höhe vorüber, und es kam mir vor, als ob die winterlichen Lüfte in leiser Klage die nahe ruhenden toten Riesen feierten. Also aufgeregt, wandte ich mich mehr gegen Morgen, durch ein Stangengehölz der Rotbuche wandelnd, wo der Boden sich wieder mählich abwärts senkte, und ich dann nach einer Strecke gerade ostwärts durch hochstämmige Buchen in das einsame Wiesental gelangte. In meiner inneren Bewegung bemerkte ich kaum, wie weit ich gekommen, und daß das Ziel meiner nächtlichen Wallfahrt schon so nahe war. Eine gedehnte Eisfläche, womit der abgestorbene Rasen durch darüberhinrieselnde Sprudelquellen, die sich an der tiefer liegenden Seite der Wiesen zu einem Bächlein vereinten, überkleidet war, gab mich der Wirklichkeit wieder, der ich bis dahin fast entrückt war.

Doch horch, was dringt mir da so feenhaft wunderbar in die Ohren? Sind es die Geister der frommen Brüder, die vor vielen Jahrhunderten hier in Abgeschiedenheit vom Weltlärm ihr Leben hinbrachten und diesem Gebiete den Namen Pfaffenhecken der Nachwelt hinterließen? Doch der Gesang klang ja ziemlich weltlich, und mitunter hörte man auch weibliche Stimmen das Lob der Liebe begleiten. Es war, wie ich bald deutlich genug erkannte, eine gemischte Gesellschaft junger Leute, die oben am Gebirge hinzog und sich durch Gesang das Grauen der Nacht verscheuchte.

Jetzt eilte ich zuerst nach der tief im Gesträuch versteckten Steige und legte dort unter die Sparren des Dachwerks den Raub der Spinnstube. Dann kehrte ich zur

Kristallfläche zurück, um hier mit „gestähltem" Fuße noch eine Zeitlang zu schweifen.

Mit leichtem Sinn trat ich hierauf den Heimweg an, und zwar den weiteren, längs dem Tale hinziehenden Weg, an einem Fichtenhain vorbei, dessen magisches, hier und da vom Mondlicht durchbrochenes Dunkel mich unwiderstehlich anzog. Nach kurzem Verweilen in dem Haine schritt ich rüstiger meines Weges fort und langte in der ersten Stunde nach Mitternacht zu Haus an. Im Vorübergehen an Georgs Wohnung, wo bereits die Gesellschaft aufgelöst war und Stille herrschte, machte ich diesem mit wenigen Worten die Vorfälle meiner Nachtpromenade bekannt.

Es ist wirklich eine schöne Sache, sich an den langen Winterabenden im geheizten Zimmer freundschaftlich versammeln und munterer Unterhaltung pflegen zu können. Das Leben wird da in ruhig süßer Behaglichkeit und nicht mit jener stürmischen Gier genossen, die uns draußen die lieblichsten Augenblicke nicht fühlen und empfinden läßt, weil wir dort zu aufgeregt sind und gleichsam immer vor jähen Wellen und quer antreibenden Weltseglern auf unserer Hut oder gar gegen Korsaren unter Waffen sein müssen. Was dem Seefahrer der Hafen, ist dem Schiffer auf dem Lebensozean des Hauses heilig stiller Raum. Ich und Georg mochten mit den jeweiligen Abendgenossen auch ohne vorher angestellte Betrachtungen von dieser Wahrheit überzeugt sein. Darum fanden wir uns so gern und unausgesetzt zu den abendlichen Zusammenkünften ein. An den beiden auf jene Nachtwanderung folgenden Abenden nahm ich an der Gesellschaft nicht teil. Nichtsdestoweniger war ich für mich selbst damit beschäftigt, künftige Abende durch Zubereitung poetischer Schlagbällchen des Witzes heiterer und zugleich nützlicher zu machen. So entwarf ich auf

die erwartete Wiederkunft meines Lehrers mehrere Rätselaufgaben, worunter auch eine algebraische war, und brachte die Lösung der aufgegebenen in metrische Form, nachdem mir die Genossen das Ergebnis ihres Nachdenkens mitgeteilt hatten.

Unterdessen kam der dritte Morgen heran, wo ein Treibjagen im Heubacher Forste, dessen scheue Bewohner dem Geistlichen als Jagdpächter leibeigen waren, diesen, den geliebten Lehrer, in unsere Nähe führte. Seine erste Frage war, ob wir die vorgelegten Nüsse aufgeknackt hätten. Wir zeigten alsobald die Kerne vor. Jede Lösung, wie verlangt poetisch, war getroffen und der geistliche Nimrod meinte, wenn nur heute die in und aus dem Schuß eilenden Hainbewohner auch so gut getroffen würden und nicht das krumme Pulver mancher Schützen einen argen Strich in seine Rechnung mache.

Nach kurzem Verweilen ging's hierauf im Waffenschmuck zum Jagdrevier. Gleich anfangs machte ich eine seltsame Jagderfahrung. Ich war in einem schmalen Fußsteig zwischen hohem Gesträuch und Stangen aufgestellt und hörte sehr bald einen stutzbärtigen Schnellfüßler in flüchtigem Dreivierteltakt der Schützenlinie zueilen. Ich legte darum das Gewehr schon an, bevor ich das Ziel erblicken konnte, und drückte, sobald ich seiner ansichtig ward, ab. Da lag — nein, da saß der Hase auf dem Pfad und schien sich zu überlegen, wohin er wohl vor dem Gewitter, dessen Strahl so dicht um ihn eingeschlagen, fliehen sollte. Hätte ich ein Doppelrohr gehabt, so wäre mir Zeit genug geblieben, die zweite Ladung nachzusenden. Da dies aber nicht der Fall war, so eilte ich selbst auf den Schuß, ergriff den noch in dumpfem Hinbrüten verhoffenden Pater Graurock hastig bei den Löffeln und hob ihn in die Höhe. „Quäk, quäk,

quäk", schrie der erfaßte da aus Leibeskräften und kündigte dadurch für Nah und Fern, daß noch Leben und Gefühl in ihm wohne. Ein paar Genickschläge brachten ihn jedoch bald zum Schweigen, und bei sogleich vorgenommener Untersuchung des Verendeten ergab sich's, daß das körnige Blei durch harte Bestreifung des Gehirnkastens ihm bloß auf Augenblicke die Besinnung verrückt haben mußte; denn es fand sich außer einer kleinen Verletzung am Kopfe sonst gar keine Spur des Schusses vor. Das jammervolle Geschrei des Unglücklichen mochte aber vielleicht das andere Wild im Revier umher vor mir gewarnt haben, oder war mir Diana gar abhold geworden, weil ich mit mörderischer Faust den unschuldigen Hasen erwürgt und dadurch das Jagdgesetz gleichsam in das Faustrecht umgewandelt hatte; denn es kam mir den ganzen Tag hindurch keine jagdbare Kreatur vor Augen, viel weniger vor die Mündung der Flinte.

Die früh hinabsinkende Nacht tat dem Morden und Blutvergießen Einhalt, und nach eingenommenem Abendimbiß, mittlerweile sich das übrige Jagdpersonal in die nahen oder fernen Wohnungen verschlich, kam die gewohnte Spielgesellschaft, durch mich vervollständigt, wieder zusammen. Da an den beiden vorhergegangenen Abenden bei meiner Abwesenheit nichts derartiges verhandelt worden war, so wurden zunächst die drei Tage vorher gegebenen Rätsel gelöst und neue aufgegeben. Die übrigen Stunden des Abends verstrichen rasch und unvermerkt unter wechselseitiger Besprechung der heutigen Jagdabenteuer, und man trennte sich für diesmal, ohne zur Verbannung der Langenweile die Hilfe der zweiunddreißig Blätter (Karten) in Anspruch genommen zu haben.

Bald darauf ward die Karte plötzlich getrennt.

Hieraus dürften manche der Leser leicht seltsame Vermutungen schöpfen, da diese Redensart eine nicht ganz gute Bedeutung besitzt. „Die Karte wird getrennt", sagt man gerne, wenn eine Gesellschaft, zu verbotenen Zwecken vereint, gewaltsam aufgehoben wird. Dies war jedoch, wie wir wissen, bei unseren munteren Gesellschaften nicht der Fall. Ihr Hauptzweck ging auf Zeitvertreib aus, und das Mittel hierzu bestand im Umschlagen der Karte. „Die Karte wird getrennt", soll demnach hier bloß soviel heißen als: die Kartenspieler werden getrennt. So geschah es auch jetzt, und wirklich hielten wir heute unsere letzte Soirée à quatre.

Georg eröffnete uns sogleich nach gewechseltem Abendgruße, daß er des anderen Tages mit Sack und Pack nach Neustadt wandere, wo er auf einer Kameralstube einstweilige Beschäftigung und Unterkunft fände. Mein Pate trat darauf heran und erklärte, daß auch er auf einige Zeit und vielleicht auf immer nach R(aibach?) gehen werde, wo er ständige Arbeit gefunden habe. Demnach stand für mich eine doppelte Trennung bevor, und die Gesellschaft war dann auf unbestimmte Zeit aufgelöst.

Ehe dies aber in der Tat vor sich ging, kamen die Scheidenden noch einmal abends zusammen, um die Lösungen der mitgeteilten Rätselaufgaben unter sich auszutauschen. Das Gespräch dieses Abends drehte sich übrigens meist um das nahe Scheiden, und aller Herzen fühlten sich von Wehmut ergriffen und durchdrungen. Wie konnte es auch anders sein? Waren sie ja doch durch langen Umgang gleichsam ineinander verschmolzen und sollten forthin vereinzelt auf der Flut des Lebens treiben.

Um die Mitte des Wintermonates war es, als die Genannten, den Heimatort Heubach verlassend, in ein-

ſtündiger Entfernung, der eine gen Morgen, der andere gen Mitternacht zu, ihre einſtweiligen Geſchäftsſtationen bezogen.

Schon nach Weihnachten mußte Georg ſeinem alternden Vater hilfreich zur Hand gehen und ſpielte mir, ſeinem Jugendfreunde, die Skribentenſtelle zu. Dort angekommen, fand ich an meinem Vorgeſetzten, dem Rentbeamten, einen vortrefflichen, lebensluſtigen Mann, der mich wie ſeinen Sohn behandelte und im Kameralweſen, worin ich natürlich ganz fremd und unbewandert war, recht väterlich anleitete. Ich befliß mich auch dermaßen der Erlernung ſeiner Geſchäftsordnung, daß ich ſie in kurzer Zeit ziemlich innehatte, und mein Prinzipal mir außer dem Berichtentwerfen und der monatlichen Bilanz ſchon vieles ganz allein überlaſſen konnte und überließ. Ich führte mein beſonderes Tagebuch und zeichnete darin alle Einnahmen im Laufe der Woche genau auf, um an ihrem Ende, wo die Ablieferung geſchah, alles gehörig nachweiſen zu können. Solches Treiben behagte mir ungemein, und ich hätte um ein Haar die mir durch väterliche Autorität vorgeſchriebene Bahn verlaſſen und wäre in andere Schranken übergetreten, wie längſt mein Wunſch geweſen. Allein eine nicht gar liebliche Zurechtweiſung, die mir zuteil wurde, als ich einmal in der Sonntagsfrühe durch das an das Schlafgemach des Herrn ſtoßende Bureau ſchritt und dieſen dadurch aus dem lieblichen Morgenſchlummer weckte, dann die ſeltſame Erklärung, daß ich mit allem bisher erlangten Wiſſen erſt nach drei Schülerjahren als vollkommener Schreiber erſcheinen und Anſprüche auf Lohn haben ſolle, beleidigten mein Selbſtgefühl, ſo daß ich, da mir überhaupt ein möglichſt unabhängiges Wirken und meine Selbſtſtändigkeit über alles ging, es vorzog, in dem ſonſt gerne vermiedenen Schulſtaub mein

eigener Herr zu werden. Ich brach demnach diese Verbindung schnell ab und schickte mich, nach nochmaligem kurzem Verweilen in einer Steuerperäquatur bei einem überaus menschenfreundlichen Manne zum nahe bevorstehenden Schulkandidatenexamen an.

Im Monate des Mars, der im Jahre 1821 mit Recht diesen Namen führte, da alle Kräfte der Natur im Kampfe gegeneinander zu liegen schienen, machten Georg und ich uns als Examinanden auf den Weg nach Darmstadt, um uns durch die Angst der Entbindung von langjährig gesammeltem Schulwissen den Kandidatentitel zu erwerben. Ein heftiger Westwind schnob uns unaufhörlich entgegen und brachte Schneegestöber und Hagel auf den wildbrausenden Fittigen heran. Wir hatten zu zweien einen Regenschirm von stark dritthalbschläfrigem Umfange bei uns, konnten ihn aber gegen die herabträufende Nässe nicht anwenden, sondern mußten uns damit begnügen, durch sein Vorhalten, wozu manchmal unsere vereinte volle Kraft erforderlich war, Gesicht und Hände vor den schräg anprallenden Schloßen einigermaßen zu schützen. Bald gaben jedoch die Spreitzgabeln des Schirmes nach und bogen sich um oder brachen gar, so daß wir ziemlich schutzlos die letzte Strecke des Weges wandeln mußten und darum recht froh waren, als sich das Unwetter etwas milderte. Waren solche Begegnisse von Vorbedeutung für unser morgendes Geschick, so konnte uns allerdings bange werden; denn wir kamen alsdann tüchtig ins Feuer. Doch an dergleichen Dinge glaubten wir nicht und schliefen daher auf die Strapaze der Reise die Nacht vor dem verhängnisvollen Prüfungstage recht sanft und wohl.

Des Morgens wurden wir zuerst von einem großen Meister der Tonkunst, dem Kantor Rinck, zur Rechen-

schaft gezogen. Er fühlte uns aber nicht zu hart auf den Zahn, sondern behandelte uns etwas schonend. Es waren zusammen acht in dem Examen und manche darunter, die uns Heubachern an musikalischer Bildung weit überlegen waren. Nach diesem ging es an die weiteren Kenntnisse, und es wurden sofort alle Wissensvorräte der jungen Volkslehrer flüchtig durchgestöbert, mitunter auch manche Fächer genauer untersucht, je nachdem es Zeit und Umstände erlaubten oder geboten. Im ganzen ging's dabei ziemlich gut her, zur Zufriedenheit der Prüfenden wie der Prüflinge, da diese die vorgelegten Fragen nicht zu spitzfindig fanden und darum selten der Antwort fehlten. So verstrich der Rest des Vormittags und der Nachmittag, bis der Abendstern heraufzog und uns aller Pflicht ledig sprach.

Da gingen wir Halbkandidaten — noch hatten wir einen saueren Tag vor uns, um den vollen Titel zu erwerben — zusammen ins Gasthaus zur Krone, wo wir uns alle Nachtquartier bestellten. Vor dem Schlafengehen nahmen wir, was uns auf die Angst des verwichenen Tages gewiß nicht zu verdenken war, in Gesellschaft einige Flaschen des herzerfreuenden Weines zu uns. Wie es aber dabei manchmal zu gehen pflegt, daß der feuerige Sohn der Reben die Geister leicht in Flammen setzt, so geschah es auch hier. Ein Sohn Abrahams, der in der Gaststube zugegen war, mischte sich in unser Gespräch und verlangte, als einer von uns ihn wegen seiner Zudringlichkeit etwas derb anging und gehen hieß, von diesem die Erklärung des Zeitworts *gehen*, was jedenfalls eine Beleidigung sein sollte und war. Der Geforderte ballte die Faust und drang auf den Juden ein, um ihn das genannte Zeitwort in verdoppelter Taktbewegung praktisch ausüben zu lehren, als wir uns dazwischen warfen und die Ruhe

wieder einigermaßen herstellten. Der Jude wurde jedoch eben dadurch kecker und warf in der wiederholt aufgegebenen Erklärung den Fehdehandschuh jetzt uns allen hin. Wir stutzten einen Augenblick ob solcher Frechheit und gaben so dem gemeinsamen Gegner Raum, sich geistiger Überlegenheit zu brüsten. Da trat denn ich, der bisher noch still gewesen war, hervor und gab dem voreilig über seinen Sieg Jauchzenden die verlangte Erklärung und zugleich einen tüchtigen Seitenhieb in folgenden Versen:

Gehen heißt auf vorgestreckter Bahn
Immerzu den hinter'n Fuß voran
In gewohnter Weil' und Weite setzen,
Ohne Raum- und Zeitmaß zu verletzen.
Kommt jedoch a Jüd ze gaihn geflogen,
Hat er sicher jemand arg betrogen,
Und der Schacher soll in Sicherheit,
Eh's derselbe merkt und ihn gereut.

Ein lautes Gelächter krönte die Abfertigung des aberwitzigen Hebräers, und er räumte das Zimmer, da ihm überdies vom Wirt bedeutet wurde, seine Gäste fortan in Frieden zu lassen, zumal er für sich ja einen Fasttag versprochen zu haben scheine.

Auch diese Nacht schlief die ganze Prüfungsgenossenschaft ziemlich wohl. Mir war jedoch der ungewohnte Rebensaft gewaltig zu Kopf gestiegen und ließ am andern Morgen einen erschlaffenden Katzenjammer nach, der mir den heißen Prüfungstag noch heißer zu machen drohte, so daß ich meine Lebensgeister außerordentlich wachrufen mußte, um nicht stecken zu bleiben. Dadurch geriet aber mein Blut in ungewöhnliche Wallung, und ich hatte jeden Augenblick zu fürchten, daß es sich nach oben einen Ausfluß durch die Nüstern eröffnen möchte. Das tat mir denn an meiner Sattelfestigkeit nicht geringen Abbruch. Das Mittagsmahl stellte aber bei mir

das Gleichgewicht wieder her, und so ging auch dieser gewichtige Tag glücklich vorüber.

Am folgenden Morgen traten wir beide Lehrvertrauten den Rückweg nach unserem Dörfchen an, nachdem sich Georg zu beliebiger Stundenverkürzung eine Tabakspfeife, und jeder von uns eine scharlachrote Mütze gekauft hatte.

Der verhängnisvolle Prüfungsakt, der manchem sein Lebtag nachgehen soll, war also ohne Beinbruch vorübergegangen. Ob aber Georg und ich für tüchtig befunden worden waren, das wußten außer Gott nur noch vielleicht drei oder vier Personen: zwei Kirchenräte und der Stadtkantor als Examinatores und etwa der Sekretär des Kollegs, der unsere Zeugnisse zu entwerfen hatte. So gleichgültig mir auch beim Hintritt zum Examen sein Ergebnis gewesen war, so bange ward es mir gleichwohl jetzt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten oder konnten. Ich hatte mich ja unterfangen, die Probe erlangter Meisterschaft ablegen zu wollen, und somit deuchte es mir nun nicht geringe Schande zu bringen, wenn der Finger der Behörde das Mene Mene Tekel (Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden, Buch Daniel, Kap. 5, V. 25) als Urteil über mich auf ein weißes Blatt schrieb. Auf diesen Fall war ich jedoch fest entschlossen, den Fuß weiter zu setzen und als Ritter des Federkieles mein Glück zu versuchen, sollte ich auch alsdann erst noch längere Zeit die Rolle des untergeordnetsten Dieners eines untergeordneten Dieners spielen. Monate verstrichen, und Monate kamen und verstrichen wieder, und immer blieb für mich die Entscheidung meines Schicksals aus. War dies auch für mich eine peinliche Folter, so feierte ich doch eben damals im freien Dienst der Muse den rosigen Mai und las mit Liebe und Lust die herrliche Übersetzung der virgilischen Eklogen von Voß.

Die längste Zeit des Tages brachten Georg und ich dermalen im Walde zu, unserem von Kindesbeinen an erkorenen Lieblingsaufenthalt, wo wir, auf schwellendes Moos gelagert und von täglich reger erwachendem, jubelndem Leben umringt, einander vorlasen oder, wie an den Winterabenden, Rätsel spitzten, um den Scharfsinn zu üben. Bei unserer Nachhausekunft fanden wir eines Tages die ersehnten und zugleich gefürchteten Zeugnisse über das Schulkandidatenexamen vor, wonach wir für tüchtig zum Lehramte erklärt waren. Ich war zugleich, vermöge eines beiliegenden Reskripts angewiesen, den Unterricht der beiden Oberklassen der reformierten Schule in meinem Geburtsorte Heubach gegen eine Vergütung von hundert Talern jährlich zu übernehmen. Der Schulinspektor und Kirchenvorstand hatten mich nämlich hierzu noch vor meiner Prüfung vorgeschlagen.

Mit seltsamen Gefühlen und Hoffnungen trat ich zum erstenmal als Lehrer in der Schule meines Geburtsortes auf. Es war in derselben Lehrstube, wo ich vor wenigen Jahren noch als Schüler gesessen, und wo die dermaligen ältesten Schulkinder bei meinem Austritt als Abcschützen den Kursus begonnen hatten. Waren ja sogar meine zwei jüngsten Geschwister, sowie der Sohn meines Schulmeisters, nunmehrigen Mitarbeiters, noch mit unter den Schülern.

Weit entfernt davon, mich voll Herrschsucht in die Brust zu werfen und durch Derbheit mir ein Ansehen zu geben, wollte ich die philanthropischen Grundsätze der neueren Schultheorie frischweg in Anwendung bringen und als Vater in meiner Schule erscheinen. Aber ich erwog nicht, daß ich hierzu noch zu jung und bei der Schuljugend meines Geburtsortes allzu bekannt war, um mit dem Vaterworte bei ihr Eingang zu finden. Die Kinder konnten in mir, in „Wagners Hans", kaum

jemand anders als ihresgleichen erblicken und steckten nicht selten die Köpfe zusammen, wenn ich recht pathetisch zu ihren Herzen zu sprechen glaubte. Bei der Elementarklasse würde dieses weniger der Fall gewesen sein, weil sie mir doch nicht im Alter so nahe stand. Diese war aber dem alten Lehrer zum Unterricht gelassen worden, und so hatte ich mit den beiden Oberklassen zu tun, die mir fast den Rang streitig zu machen geneigt waren. Drei Tage lang trieb ich es ohne den herkömmlichen Vertrauten alter Dorforbile, Meister Kannales, den Stock. Allein am vierten Tage geriet einer der oberen Knaben auf den drolligen Einfall, mir das herzliche Du zu offerieren, ohne vorher Schmollis mit mir getrunken zu haben. Ich nahm dies gewaltig übel und machte dem Unbescheidenen die Unschicklichkeit seines Ansinnens so fühlbar, daß Splitter vom Stock in die Fenster fuhren. Da besann sich der eingebildete Kumpan doch bald eines Besseren, und die Schranken zwischen Lehrer und Schüler blieben forthin unangetastet.

Für mich war jedoch diese Erfahrung nicht sonderlich ermunternd, und als erst noch unvernünftige Eltern sich über meine vermeintliche Großheit — einige nannten es sogar Grobheit — ausließen, fand ich die Übernahme des Lehramts selbst bereuenswert und sehnte mich in meine vorige Lage zurück, wo mir die Wahl eines anderen Lebensberufes noch eher freistand als jetzt. Wie manchmal wünschte ich mir, wenn das tief eingewurzelte Vorurteil des Pöbels meiner Wirksamkeit hindernd entgegentrat, meinen Vater an die Seite, weil ich ja doch nach seinem Willen den Schulstab führen sollte und mußte. Die ewige Trennung von ihm hatte unter den damals obwaltenden Umständen meinen Augen weniger schmerzliche Tränen entpreßt, als jetzt manche einsame Stunde der Erinnerung an ihn. Gewöhnlich

trat der Geschiedene in den Abendstunden lebhafter vor meine Seele, wenn ich nach durchwirktem Tage mir selbst Rechenschaft ablegte und der bemerkbare Erfolg, sowie die gemachte Erfahrung weit hinter meinen Erwartungen und dem mir vorschwebenden Ideale zurückblieben oder groß dagegen abstachen. Dann entlud sich mein Gemüt oft in wehmütigem, den Manen meines Vaters geweihtem Gesange, und ich hauchte meine Gefühle in die Worte:

Also weilt dein Geist nun über Sternen,
Du, der meiner Kindheit Führer war.
Fällt kein Strahl herab aus jenen Fernen,
Meine Jugend sichernd vor Gefahr?

Ward das Band auf immerdar getrennet,
Das dein Leben an mein Leben hielt?
Ist die Glut, die hier im Herzen brennet,
Dort in Grabesnacht für mich verkühlt?

Ungewohnt, das Steuer selbst zu lenken,
In der Zeiten wandelvoller Flut,
Dräut die Brandung fast, mich zu versenken,
Und es fehlt Erfahrung, weicht der Mut.

Doch der Mantel des Tisbiters teilte
Vor Elisa ja des Stromes Kraft,
Und sein Geist, der zwiefach auf ihm weilte,
Hat im Tode Leben auch geschafft.

Sei denn so, was du zurückgelassen,
Auf der Lebensbahn mein treuer Schild.
Voll Vertrau'n will ich das Ziel erfassen,
Daß sich mir dein Genius enthüllt.

Mit den letzten Strophen fühlte ich mich gleichsam gestärkt, und der Traum führte mir gerne darauf Bilder vor, die die Wirklichkeit nie aufweisen kann und mir auch nie aufwies, am wenigsten als Prophet in meinem Nazareth.

Um mich an der Wirklichkeit, die sozusagen meine

abgesagteste Feindin war, einigermaßen zu rächen, machte ich mir die Zeit außerhalb meiner Schule in Georgs Gesellschaft desto besser zu Nutz. Wir gingen an den wöchentlichen Freinachmittagen entweder in Begleitung unseres ehemaligen Lehrers, des Pfarrherrn, auf die Jagd oder besuchten zur Winterzeit zum Eislaufen das einsame Waldtal. Dort sangen wir zuweilen mit abwechselnder Taktbewegung ein Lied, das ich eigens dazu verfaßt und komponiert hatte. Es stellte, eine Nachbildung von Schillers Alpenjäger, in gleichem Strophengange wie jener, das tragische Geschick verwegener Schlittschuhläufer auf sprudelvollem Teiche dar. Statt des Berggeistes dorten tritt hier die Nymphe des Quells zum Schutze der erschrockenen, durch das lärmende Getöse aus ihrer Ruhe aufgescheuchten Teichbewohner auf. Durch dergleichen Belustigungen suchte ich mich für das zwangvolle Leben im Schulstaube zu entschädigen. Wollte bisweilen der Himmel den Ausflug ins Freie nicht gestatten, so nahmen wir Jugendgenossen die längstvertrauten zweiunddreißig Blätter zur Hand und zogen, durch zwei zu jeweiliger Hilfe angeworbene Mitkämpfer verstärkt, selbviert gegen die Langeweile zu Feld. Hierbei wurden Gewinn und Verlust nicht streng nach dem Münzfuß abgewogen, sondern man ging am Ende des vereinten Kampfes gegen den gemeinsamen Feind mit gleichen Anteilen an den Früchten des Sieges auseinander. Scharfzüngige Tadler fanden jedoch in solchem unschuldigen Zeitvertreib eine Entwürdigung des Lehrerstandes und hätten lieber in ihrem vorurteilsvollen Wahne den Lehrer mit verschlossenem Auge und Herzen für alle Tagesfreuden, ähnlich der Eule unter den Vögeln, gewünscht.

So verstrich der Winter uns beiden Jugendfreunden unter Lust und Zeitvertreib. Im herangekommenen

Frühlinge machten wir unsere Spaziergänge sowohl des Tags als bei Nacht, nicht allein in der Ortsgemarkung umher, sondern auch darüber hinaus und bisweilen sogar in die umliegenden Ortschaften. Georg hatte sich in einer von ihnen ein Liebchen ersehen und schlug darum an einem mondhellen Abend, als wir in dem Eichenhain um die Riesengräber wandelten, vor, über die alte Höhe zu eilen und sein Mädchen, und vielleicht auch seine Schwester, die von mir noch nicht aufgegebene Geliebte, die um Weihnachten das Vaterhaus verlassen und sich dorthin in Dienst begeben hatte, am wirtlichen Herde zu überraschen. Der Vorschlag wurde von mir mit Freuden angenommen, und wir schritten sofort gemeinsam zu seiner Ausführung.

Aber wie grauenvoll wurden wir, die gekommen waren, um unsere Geliebten zu überraschen, daselbst von dem Blutbade überrascht, das wir da vorfanden! Alles durcheinander hin- und herrennend, geschäftig, die blutige Beute in Sicherheit zu bringen oder schneidende Waffen schwingend, den hingewürgten Erzeuger blühender Töchter — die Söhne waren meistens in der Kindheit und selbst von der Mutterbrust hinweg schon dem Schutzpatron der Arbeit, dem Hunger, geopfert worden — zu zerstückeln. Sogar die beiden Mädchen waren aufs emsigste bemüht, den Blutvergießern zur Hand zu gehen, indem sie entweder an den strotzenden Knorpeln hielten oder das schlaff hängende Muskelfleisch abwuschen und in tiefe Bottiche einpökelten.

„Um's Himmels willen", rief ich, „was geht denn da vor?" — „Ei, das seht ihr ja", entgegnete ein alter Dorfmusikant, der bei der Szene beschäftigt und am Raube beteiligt war, „einer unserer Gemeindediener, durch lange Dienstjahre ermattet, ist in Ruhestand versetzt und uns zur Versorgung überlassen

worden". — „Ein trauriges Los!", meinten wir, da es uns bereits klar zu werden begann, was die Leser vielleicht gleichfalls ahnen, daß hier der abgängige Gemeindefarren zerlegt wurde.

Mehrere Stunden verstrichen gleich so vielen Minuten in dem regsamen Kreise, wo keines den raschen Flügel der Zeit beobachtete, sondern unbekümmert zu genießen oder zum Genuß vorzubereiten suchte, was sie eben bot. Das braunäugige Schätzchen blickte mich heute so liebreich und herzig an, daß ich mitten in der grausen Metzelei Himmelsseligkeit fühlte.

Voll rosiger Hoffnungen für meine Liebe und tausend Pläne für die Zukunft entwerfend, wovon der nächste immer schöner als der vorhergehende war, trat ich den Heimweg an. Als ich in meiner Wohnung anlangte, lag meine Mutter schon in tiefem Schlummer und wurde die späte Ankunft ihres Sohnes nicht gewahr; denn ich ging beim Türöffnen möglichst leise zu Werk, um die Schlafende nicht zu stören und mir eine Bußpredigt zu ersparen.

Am andern Tage suchte und fand ich eine Veranlassung, nach dem Wallfahrtsort meiner Liebe zu kommen, um ihren wahrgenommenen guten Fortgang zu befestigen und, womöglich, noch zu steigern. Ich hatte ein Geschäft für meine Mutter in der nahegelegenen Landstadt Umstadt zu besorgen, und es verschlug nicht viel, wenn ich auf dem Hin- oder Nachhauseweg den Aufenthaltsort meiner Schönen berührte, der keine volle halbe Stunde vom Wege abseits lag. Ich hatte zufällig einen Begleiter bei mir, und das Glück wollte mir heute nicht übel, denn es führte uns am Acker vorbei, wo die Dienende mit ihrer Herrschaft eben ländlicher Arbeit oblag. Schnell bemerkend und gleich schnell bemerkt, traten wir hinzu, und ich be-

gegnete einem Blicke des Mädchens, der mir ganz anders vorkam als jene, die mich gestern abend zu öfteren Besuchen einzuladen schienen, vielleicht aber auch zu längerem Verweilen in ihrer Nähe bewegen sollten und von mir also nicht verstanden worden waren. Fast hätte ich mich tausend Meilen weit weggewünscht, so unwillkommen überraschte mich in der schönsten Hoffnungswärme, die mein Herz aufgeschlossen hatte, die Eiseskälte in dem aufgefangenen Blicke der Erwählten. Mein in Liebesgängen erfahrener Begleiter fand gerade die Bestätigung des Gegenteils in diesem Blick und wollte das Schmollen für Liebeslaunen ausgeben, was ich jedoch nicht begriff und darum sobald wie möglich aus den Blicken der Schmollerin wegeilte und mit verdoppelter Hast den Weg nach Umstadt verfolgte.

In Umstadt gingen ich und mein Gefährte durch ein Quergäßchen an einem Hause vorüber, worin ein naher Verwandter von mir wohnte. Ich, in meiner Leichenbitterstimmung hatte für alles um mich Vorgehende keine Sinne und bemerkte darum nicht, daß das niedlichste Mädchengesichtchen hier oben vom Fenster herab mir zunickte. Der Gefährte mußte mich erst darauf hinweisen und so der überraschendsten aller Überraschungen bloßstellen. Ein ganzer Himmel ging mir in meiner Betrübnis auf, als ich in der Grüßenden ein Bäschen erblickte, das, nebst einer fast gleichjährigen Pate von demselben Verwandtschaftsgrade wie sie, schon in Kindestagen bei mir zuweilen den Gedanken erregt hatte: „Eine von beiden sei deine Wahl, wenn du je heuratest". Sie war von Frankfurt aus, wo sie seit Jahren als Ladenmädchen Spezerei darwog, auf das Pfingstfest gekommen und erschien in eben nicht zu ihrem Nachteile veränderter Tracht und Haltung dem liebekranken Vetter jetzt als ein wahrer Trostengel, der ihn

am besten erheitern und aufrichten konnte. Das tat sie denn auch, indem sie mich einlud, ihr auf morgen die Ehre der Begleitung auf einer Strecke nach Frankfurt, ihrem dermaligen Standorte, zu schenken. Ich nahm die sehr artig vorgebrachte Einladung an, und das Schicksal wollte es, daß wir bei unserem vereinten Gange im nahen Forste, Maiblumen suchend, vom Wege abirrten und also, durch wechselseitigen Beistand einander immer näher gerückt, vor dem Scheiden das fremde Sie unter uns in das trauliche Du umwandelten.

Ich hatte, die schöne Gelegenheit benutzend, meinem Bäschen einige meiner poetischen Erstlinge zur Besorgung an die Redaktion einer Zeitschrift eingehändigt, meist jugendliche Frühlingsempfindungen des Naturfreundes, die ich dem lieblichen Mädchen unter zärtlichem Händedruck, um den Abschied zu verzögern, nochmals bestens empfahl.

Also schieden wir auf unbestimmte Zeit. Waren wir auch vorderhand fern voneinander, so war doch der geistige Verkehr zwischen uns nicht aufgehoben. Denn abgesehen davon, daß eins dem andern manchen Stoßseufzer zuschickte, so ließ ich auch von Zeit zu Zeit meine Leier in süßen Liebesklängen hören, die immer durch die Hand der Geliebten nach dem Stapelort der Öffentlichkeit, der Redaktion, gelangten. Selbstverständlich brachten die wöchentlichen Botinnen von Umstadt nach Frankfurt, die solche Liebesergüsse sicher an sie beförderten, auch manch Liebesbrieflein von ihr an mich zurück.

So verstrich der Sommer und der Herbst rückte allmählich mit seinen kühlen bereifenden Nächten heran, indes die Sehnsucht unserer Herzen immerdar stieg und wärmer wurde. Das Mädchen gehörte nicht zu den alltäglichen, denen nur ein schönes Äußere behagt und

einleuchtet, während sie sich um den geistigen Wert eines Mannes wenig oder gar nicht kümmern; denn es schätzte an mir vorzüglich die wahrgenommenen Kenntnisse und die Geistesbildung.

Was ich lange vergeblich gesucht hatte, ein Herz, das meine Liebe zu schätzen und zu erwidern vermochte, hatte ich jetzt gefunden, mein heißer Wunsch war erfüllt, meine Neigung befestigt. Woher ich die Mittel zur Begründung eines Hausstandes nehmen sollte, daran hatte ich freilich nicht gedacht. Mein Einkommen reichte kaum für mich selber aus, und meine Erwählte besaß ebensowenig wie ich ein väterliches Erbteil. Dennoch suchten wir sehr bald uns örtlich nahe und persönlich näher und immer näher zu kommen. Deshalb gab die Geliebte plötzlich den fernen Dienst auf und vertauschte ihn mit dem Aufenthalt im Elternhause. Da kam ich denn, der an dem Ortswechsel gleichen Anteil und gleiche Freude hatte, je länger, je öfter zur Liebsten, bis ich sie mir zuletzt von den Eltern zum Weibchen erbat.

Still und ohne Aufwand ward unsere eheliche Verbindung am 22. Dezember 1822 gefeiert, indem außer uns, den Neuvermählten, dem Geistlichen, meinem Lehrer, der die Einsegnung vollzogen, dem alten Küster und einem Kirchenältesten als Zeugen, fast niemand dabei zugegen war. Sabas Bohne lieferte nächst einem Glase Wein, womit man den Pfarrer regalierte, einzig und allein den Hochzeitstrunk. Doch wir waren überselig in dem Bewußtsein, uns einander nun ganz anzugehören und forthin auf allen Lebenswegen stete Begleiter zu sein.

So war ich denn, der so gern im Freien umherschwärmte und sich nie seliger fühlte, als im waldigen Revier oder in ungebundenem Schweifen am Busen der Natur, von selbst in den Käfig gekrochen. Zwar empfand ich in den ersten Wochen der Ehe, wo der Himmel,

wie man sagt, voller Geigen hängt, nicht den Verlust der Freiheit und mein winziges Einkommen schien hinlänglich für mich und meine Anna zu sein, besonders da ich, wenn Bares zur Befriedigung dringender Bedürfnisse mangelte, Kredit dafür fand, freilich oft gegen Vorausverschreibung oder Anweisung meiner Besoldungsquartale. Daß ich mich auf diese Weise nach und nach tief und immer tiefer in Abhängigkeit und lästige Fesseln verstrickte, bedachte ich nicht, und wenn es mir auch ja zuweilen einfiel, daß am Schlusse des Jahres allenfalls ein Defizit erscheinen und dadurch eine gar schreckliche Ebbe in meiner Haushaltung eintreten könne, so verscheuchte doch die Hoffnung auf Privaterwerb bald wieder die Besorgnisse dieser Art. Wie es aber mit dieser Hoffnung selbst stand, und wie wenig darauf zu bauen und davon zu leben war, mußte ich früh und schmerzlich genug erfahren. Meine Heurat hatte mich den Herzen meiner ehemaligen Gönner im Dörfchen entfremdet. Aus welchem Grunde, läßt sich bloß vermuten, nicht aber gewiß behaupten. Es hatte wohl mancher von ihnen eine erwachsene Tochter und darum vielleicht, als er mich zum Schulmeister vorschlug, den Gedanken gehegt, ich möge sie zur künftigen Frau Schulmeisterin machen. Und nun kam ich auf den närrischen Einfall, ein auswärtiges Mädchen heimzuführen und so allen Mädchen des Dorfes den Korb zu geben! War dies nicht recht ärgerlich? Oder hatten vielleicht manche darauf gerechnet, daß ich, der so großmütig aus dem Staub erhobene, notentrissene Waldstreicher, aus Dankbarkeit gegen sie, meine Quasipatrone, ihre Kinder vor anderen bevorzugen und dabei noch in kurzer Frist zu Gelehrten heranbilden würde? Beides traf jedoch nicht ein, denn fürs erste wußte ich bei meiner natürlichen Abneigung gegen das Schulfach und den gleich anfangs in meiner

Amtswarte gemachten Erfahrungen allen wenig Dank, die mir das Joch, wie ich offen sagte, aufgehalst hatten; fürs zweite ließ sich, abgesehen davon, daß das Sprichwort „nicht aus jedem Klotz läßt sich eine Bildsäule schnitzen" in bezug auf einzelne seine Wahrheit behauptete, im allgemeinen von der kurzen Zeit meines Wirkens noch nicht viel sagen, viel weniger aber großes erwarten, da ein gutes Ding seine Weile haben will. Dazu kam, daß ich hier eben auch nicht in der günstigsten Stellung oder am rechten Platze zu einer fruchtbaren Wirksamkeit war; denn ich sollte fortbauen, wo ein anderer, der von Rechts wegen den Grund gelegt haben sollte, mir ein Machwerk überlieferte, das nur zum Einreißen taugte und meine, des Nachfolgers, Mühe nur verdreifachte.

Bald, sehr bald waren daher die Kirchenvorsteher mit meiner Schulhalterei ebenso unzufrieden wie mit der des alten Schulmeisters, den sie durch die Beigabe eines Gehilfen in meiner Person allgemach vom Ruder zu verdrängen dachten. Auf solche Weise stellte sich auch bald der Mangel bei mir ein, da sich nach und nach alle, die aus den erwähnten selbstsüchtigen Gründen mir sonst gewogen gewesen waren und zum Heile meiner Küche manchmal ihre freigebige Hand geöffnet oder auf Glauben über die Brücke geholfen hatten, von mir zurückzogen und gänzlich losfagten. Wie oft wurde mir die Decke, nach der ich mich, so gut es ging, streckte, zu kurz, und legte ich mich krumm, wiederum zu schmal. Es wollte nicht langen, obwohl ich bei meiner Mutter wohnte und dafür jährlich als Miete einen mäßigen, für mein Einkommen nicht gar lästigen Betrag zahlte.

So kämpfte ich von einem Jahr zum andern gemeinsam mit meinem Weibchen gegen die gemeinsame Not. Zum Glück blieb unsere Ehe einige Jahre kinderlos,

und wir hatten darum nur für uns beide zu sorgen. Freilich hatten wir uns durch die Haushaltseinrichtung in sehr wuchernde Schulden gerannt, die mit uns aus der Schüssel aßen und nicht selten den täglichen Bissen gewaltig schmälerten, so daß ich mich wirklich recht rühren mußte, wenn ich nicht hungrig vom Tische aufstehen sollte. Allein wir waren genügsam dabei, übten den Vorschriften unseres Säckels gemäß in unseren Mahlzeiten heilsame Frugalität und lebten vergnügt und unbesorgt um die Zukunft. Es trat, da keine Trabanten um uns zogen, an unserem Ehestandshimmel, mochte er gleich manchmal etwas trüben, doch keine Totalfinsternis ein. Meine junge Frau hatte wohl von ihrem Aufenthalt in der Stadt etwas Prachtliebe mitgebracht, und da sie sich anders kleidete, als man in dem Dörfchen gewohnt war, so wollten manche hierin die Ursache unserer Bedrängnis sehen und suchten mich darauf aufmerksam zu machen. Allein ich sah zu klar ein, daß bei sauberer bürgerlicher und selbst bäuerischer Kleidung für meine Frau auch nichts gespart sei, da ihr ein Tuchrock allein schon teuerer zu stehen gekommen wäre, als eine ganze Kleidung nach ihrer bisherigen Tracht. Auch tat ich gerne mit meinem Weibchen stolz und ließ ihr darum die Auszeichnung im Kostüm forthin noch willig zu. Außerdem wollte ich ja, obgleich ich oft mit Bürger sang: „Ich rühme mir mein Dörfchen hier", doch nicht ewig darauf sitzen bleiben, sondern es, je eher je lieber, mit einer Stadt oder einem Städtchen vertauschen. Doch ich mußte fünf lange Jahre in der beschriebenen Lage aushalten.

Zweiter Abschnitt.

Endlich schlug die Stunde der gehofften Erlösung. Die Küsterstelle in Hering, vor kurzem erledigt, bot, wenn auch nicht bedeutend höheren Gehalt, doch vielleicht einen besseren Wirkungskreis als meinen bisherigen. Ich bewarb mich deshalb um Hering und wurde am 30. Juni 1826 auf diese Stelle befördert. Ein ansehnliches, aber trauriges Gefolge zog mir, wie begangene Sünden dem Scheidenden in die Ewigkeit, nach: meine Schulden, deren Korps so vollzählig war, daß nur wenig an dreihundert rheinischen Gulden fehlte. Meine sämtlichen Besitztümer mochten zusammen etwa die Hälfte davon wert gewesen sein. Darum ließen mich die Gläubiger ruhig abziehen und banden mir bloß ihre Befriedigung auf Ehre und Gewissen, indem sie sich auf den Spruch beriefen: „Der Gottlose borget und bezahlet nicht". (Psalm 37, 21).

Kaum hatte ich mich in Hering eingelebt, so geriet ich in solche finanzielle Bedrängnis, daß ich ein Drittel meines kaum zweihundert Gulden betragenden Jahresgehaltes meinen Gläubigern überwies. Das hatte denn Nachwehen, die sich mein ganzes späteres Küsterleben lang in abwechselnden, bald milderen, bald wilderen Stürmen regten. Doch kaum war das erste Wehe vorüber, als das andere schnell nachfolgte. Meine Frau kam (18. Februar 1827) mit einem Mägdlein nieder.

Das verursachte mir als Vater zwar Herzensfreude, dagegen als Ernährer und Hauswirt mit meiner überaus schwachen Kasse wiederum nicht geringes Kopfweh. Zum Glück stand ein Mann zu Gevatter, dessen Edelmut den Eltern der kleinen Julie nicht allein mit einem Namen für den Täufling diente, sondern auch, was die Einzugskosten der jungen Weltbürgerin anlangte, eine freigebige Hand bot. Trotzdem mußte die Wöchnerin bei dem Fernwohnen der Gevatterleute manchen Tag starke Diät beobachten.

Mein ungestümster Gläubiger war und blieb der Magen, der sich schlechterdings nicht durch Anweisung aufs künftige beschwichtigen ließ, sondern schleunige Befriedigung mit barem heischte. In dieser Notlage, da sich kein Mensch auf der weiten Herrgottswelt meiner annahm, kam Rat für mich, und zwar durch meine Muse, die mir Mittel an die Hand gab, meine Schulmeisternot zu mildern und erträglich zu machen. Meine bisherigen Dichtungen zeugten zwar von Feuer und Phantasie, waren aber zum Eintritt in die Öffentlichkeit noch nicht reif. Gleichwohl durfte ich dem Rate des Horaz „nonum prematur in annum“ nicht wohl Gehör schenken, weil es zu stark auf dem Nagel brannte. Die Subskription wurde sonach darauf eröffnet, wobei ich von jedem der Abonnenten eine kleine Vorauszahlung nahm, da ich die Druckkosten nicht von meinem Duodezeinkommen bestreiten konnte.

Die Herausgabe meiner ersten Leierklänge verursachte mir nicht geringe Mühe, da ich die Subskribenten persönlich aufnehmen und die Korrektur meines Werkes selbst besorgen mußte. Ich ging darum eine Zeitlang jeden Samstag nachmittags nach Darmstadt und las dort einen Bogen durch und revidierte den nochmals abgeklatschten, nahm auch wohl, wenn zwei Bogen ge-

ſetzt waren, einen davon mit auf den Heimweg, den ich noch Samstags oder des Sonntags vor Tag antrat, um beim Gottesdienſte nicht zu fehlen, da ja hier von meinem Zuge als Glöckner und von meiner Stimme als Kantor die äußerliche Teilnahme der ganzen Gemeinde abhing.

Hocherfreut erzählte ich einmal, es war gerade Palmſonntag, als ich von meiner Korrekturreiſe zurückgekommen war und mir nach wiederholtem Glockenrufe vom Geiſtlichen das vor der Predigt abzuſingende Lied bezeichnen ließ, dieſem, daß in der Buchdruckerei, wo meine Gedichte unter der Preſſe ſchwitzten, mir das Manuſkript eines kleinen Dramas „Franz von Sickingen vor Darmſtadt" in die Hände gefallen ſei, wo im Anhange geſchichtliche Notizen auch über Herings Vorzeit, deſſen Ritterſchaft dort mitkämpfte, vorkämen. Dabei ſprach ich mich über Chriſtian Bender, den Verfaſſer des Dramas, den ich bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt hatte, und mit dem ich forthin in nähere freundſchaftliche Verbindung zu kommen gedachte.

Ich bemerkte im Feuer meiner Herzensergießung nicht, daß ſich dabei die Stirne des Vorgeſetzten mit dräuenden Wolken umzog. Heitern Gemüts und Blickes gleich dem Frühlingshimmel, der heute der Einzugsfeier des erhabenen Nazareners in die Königsſtadt leuchtete, ſchritt ich dem Gotteshauſe zu und ward erſt beim Aufſchlagen des Choralbuches gewahr, daß das angegebene Lied ein anderes als das für dieſen Tag ſonſt gewöhnliche war und auf eine wenig bekannte Tonart ging. Ich präludierte darum bei Eröffnung des Gottesdienſtes aus dem Stegreif, ſo kurz und gut es gehen wollte. Nachdem die Texteworte verleſen worden waren und ſich alles niedergelaſſen hatte, nahm ich aber Rohrmanns kleine und leichte Orgelſtücke zur

Hand, um mir daraus ein Vorspiel zum zweiten Gesange auszuwählen und mich durch seine Durchsicht vertrauter damit zu machen. Pfarrer Cullmann gewahrte das leise Durchstöbern der Notenblätter von der Kanzel aus und mochte vielleicht wähnen, der Küster schenke seiner Predigt so wenig Aufmerksamkeit, daß er während ihres Vortrags gar im Manuskript eines historischen Dramas buchstabiere. Solch sträfliches Unterfangen mußte gerügt werden. Er rief mir daher mit kräftiger Stimme zu: „Was ist denn das für ein Geblätter an der Orgel dort? Das will ich unterlassen wissen!"

So unbefugt und beleidigend mir diese Andachtsermahnung auch scheinen mochte, so hielt ich es doch gleichwohl fürs klügste, sie vorderhand ohne Widerrede hinzunehmen, da bekanntlich seit uralten Zeiten her das Wort von Kanzel und Thron keinen Widerspruch verträgt. Ich nahm deshalb mein Notenheft, hielt es vor mir ausgebreitet gegen die Kanzel hin und stellte es darauf langsam an den Orgelpult. Am Schluß des Gottesdienstes fragte der Geistliche, was an der Orgel vorgegangen sei. Ich erklärte den wahren Sachverhalt, setzte aber noch etwas bissig hinzu: „Ich meine, so lange niemand durch mich im Anhören der Predigt gestört wird, muß es mir unverwehrt sein, an meiner Orgel selbst während des Kanzelvortrags manches vorzunehmen, was, wie heute das Aufsuchen und Durchsehen des Vorspiels, mein Amt erfordert". — „Kein Wort mehr, ich dulde keinen Widerspruch", schnob mich darauf der Pfarrer an.

Meinen Ärger einschluckend, räumte ich in dem ungleichen Kampfe jetzt das Feld mit dem Vorsatze, mir bei vorkommender Gelegenheit auf andere Art Genugtuung zu verschaffen. Weil ich sie suchte, fand sich diese

Gelegenheit auch alsbald. In dem von Darmstadt eben mitgebrachten letzten Korrekturbogen meiner Gedichte war die Leichenfeier eines Schweins behandelt, bei der manche der Teilnehmer von dem frommen Festhalter, dem Gastwirt Georg Gütlich vom Schwanen in Darmstadt, mit Hechtköpfen traktiert worden waren, während die am anderen Ende der Tafel die Hände zum Schmause voll hatten. Ich befand mich auch unter den Fastengenossen und erlaubte mir die Frage, ob wir die Wurst vielleicht gedürrt in Esaus Leibgerichte bald bekämen. Hierauf hatte der Wirt die unvergleichliche Güte, mich und meine Klagegenossen anstatt mit Gebratenem mit rohen Worten in solcher Fülle abzuspeisen, daß wir, mehr als genugsam davon gesättigt, in Eile den Nachhauseweg suchten. In jenem Gedichte war der Gastgeber durch folgende Pinselstriche bereits treffend gezeichnet:

Bekannt schon, daß er nimmer sich verträget
Mit einem Gast, der andre Meinung heget
Als er; so ist er auch noch immerzu
Von Kellerproben in-, oft exspirieret,
So daß man schon beim ersten Wort die Lust
Mit ihm zu reden ganz und gar verlieret.

Zufolge der frisch gemachten Erfahrung schob ich folgende Verse in das Gedicht ein:

Und dabei ist er gern sich doch bewußt,
Daß jeder aufmerksam auf ihn nur hört,
Wie jener Pastor, der dem Küster strenge
Verbot, so lang' er predige, Gesänge
Und Vorspiel einzuseh'n, auch ungestört
Der Andern, die indessen ruhig — schliefen.

Dadurch hatte ich unbedachtsam dem Kälblein vollends das Auge ausgestoßen, und ich sollte in der Folge für diesen Ausfall auf den Herrn meines jeweiligen Geschicks bitter büßen. Die nachhinkende Reue konnte

aber in einem Herzen schwerlich Raum gewinnen, das auch das beste Schulmeisterlos nicht beneidenswert fand und sich je eher, je lieber auf immer davon befreit wünschte.

An einem Apriltage, nach einem sehr harten Winter, der mich karg Bestallten beständig in der engen Behausung oder der noch engeren Schule gehalten, trat ich mit dem eingenommenen winzigen Besoldungsquartale in der Tasche an der Seite meines Weibchens den fünfstündigen Weg nach Darmstadt an, um unter tausend Bedürfnissen eines, das mir dermalen das dringendste schien, zu befriedigen, und zwar, da meine Kasse so beschränkt war, auf die möglich wohlfeilste Weise. Meiner Frau fehlte nämlich zum sonntäglichen Gottesdienstbesuche ein schwarzes Kleid, und in der Stadt konnte man dergleichen noch wohl brauchbare bei den Trödlern manchmal um ein billiges haben. Wir kamen, abgesehen von einigen Regenschauern, die der wunderliche, dadurch sprichwörtlich gewordene Monat mitbrachte, wohlbehalten daselbst an. Aber welche schwere Aufgabe für den schlaffen Säckel eines Dorfschulmeisters, der in der Regel bloß die geringfügigen Abfälle von der Lese höherer Kirchendiener, denen er als Anhängsel nachgeht, aufzunehmen hat, ein Kleid zu erstehen, das anständig zu obgedachtem Zwecke und dauerhaft dabei, ein zu baldiges Wiederholen der selben Ausgabe erspart. Diese beiden notwendigen Eigenschaften des Kaufgegenstandes wollten den gewünschten wohlfeilen Preis durchaus nicht zulassen, und so gingen wir denn betrübt von einer Bude zur anderen, ohne des Kaufes einig zu werden. Am Ende beschlossen wir, da Darmstadt ja doch nicht der einzige Stapelplatz der gesuchten Ware war, unser Glück weiter zu versuchen. Wir hofften in Frankfurt billiger wegzukommen, und da Sparen das

erste unumgängliche Gebot unserer Kasse war, so sollte meine Frau den Weg dahin allein antreten, indes ich mit einem Sechser im Sack, um bei allenfalls eintretenden Aprillaunen unterwegs in einer Bierschenke Zuflucht suchen zu können, der Heimat zuschreiten wollte. Da es noch frühe genug und die längere Hälfte des Tages übrig war, begleitete ich meine Frau eine gute Strecke und ging dann, den Heimweg einschlagend, langsamen Schrittes durch die Stadt zurück.

Als ich am Markte angekommen war, trat auf einmal ein Geistesverwandter, der Hofkupferstecher Grünewald, auf mich zu. „Wie geht's, Freundchen?", fragte dieser. „Warum lässest du denn gar nichts mehr von dir hören? Ich glaubte, du wärest in deiner Schule eingefroren, da ich dich so lange nicht gesehen." — „O, davor hat es bei mir keine Not", entgegnete ich; „wer, wie ich, täglich mit einem Schock Jungen zusammengesperrt ist, dem wird's wahrlich oft heiß genug, um einem grönländischen Winter trotzen zu können". — „Komme doch heute gegen sechs zu mir in den wilden Mann", ermahnte mich jener. „Da wollen wir einen fröhlichen Abend verleben, du wirst dort noch mehrere Kunstgenossen antreffen, die sich freuen werden, dich gesund und frisch wiederzusehen." — „Ja, wenn nur die vermaledeite Schwindsucht meines Säckels nicht wäre", meinte ich. „Denn so kann und darf ich es nicht wagen, den Wirt um seine teure Gunst anzugehen." — „Ei was!", gab mir Grünewald darauf zurück, „ich bin bekannt in dem Hause, und auf meinen Kredit kannst du dort essen und trinken, auch übernachten, wenn es dir gefällt. Ich weiß aber, daß es dir Vergnügen macht, nach geschlossenem Diwan beim Vollschein des Mondes nach Hause zu wandeln. Ich erwarte dich also zur bestimmten Stunde". —

Nachdem ich unter der vorgeschlagenen Bedingung zugesagt hatte, schieden wir vorderhand. Ich schlenderte in der Stadt umher, ihre Herrlichkeiten und vor allem die zierlichen Anlagen in den herrschaftlichen Gärten zu beschauen. Unterdessen rückte die sechste Stunde heran, und ich machte mich auf den Weg nach dem von Grünewald bezeichneten Gasthause. Da ich beim Eintritt in die Gaststube kein bekanntes Gesicht erblickte, fragte ich ein aufwartendes Mädchen, ob Grünewald nicht dagewesen sei. Diese bejahte es und setzte hinzu: „Schon um zwei Uhr des Mittags". Dies fiel mir zuerst auf; allein ich suchte es mir dadurch zu erklären, daß Grünewald vielleicht mit dem Wirte meinetwegen Rücksprache genommen haben könne, falls ich schon frühe oder vor ihnen einträfe. Ohne darum weiter nachzugrübeln und zu forschen, forderte ich einen Schoppen Wein, den mir das erwähnte Mädchen auch ohne Verzug vorsetzte. Als ich ihn getrunken hatte, und noch keiner der Vertrauten sichtbar wurde, ließ ich mir einen zweiten Schoppen und Schinken mit Brot geben, um auch den Zwillingsbruder des Durstes, den Hunger, der sich unterdes eingestellt hatte, zu beschwichtigen. Dabei setzte sich nun die Mutter des Wirtes, eine gutmütige gesprächige Frau zu mir, und wir sprachen über Grünewalds Familienverhältnisse, die ihr sehr bekannt zu sein schienen. Sie erwähnte sein nur mit dem vertraulichen Namen „Ernst" und erzählte unter herzlichem Bedauern, daß er frühzeitig seine Eltern verloren habe, darauf in der Lehre vieles habe erdulden müssen und lange Zeit auswärts gewesen sei. Alles dies bestärkte mich in meinem Wahne, daß ich mich hier am rechten Ort befinde. Als ich aber im Lauf des Gesprächs der Hausmutter ganz treuherzig eröffnete, daß ich angewiesen sei, auf Grünewalds Kredit hier zu zehren, bis dieser selbst

mit den anderen Genossen hier einträfe, da ward sie auf einmal ganz einsilbig, und als ich nun gar einen dritten Schoppen Wein verlangte, ward mir dafür nur ein halber Schoppen gereicht und von ihr erklärt, daß Grünewald ihr ehemaliger Nachbarssohn und als solcher mit ihnen sehr vertraut gewesen, aber jetzt niemals ihr Gast sei; die Einladung müsse daher auf einem Irrtum entweder auf der einen oder der anderen Seite beruhen.

Damit war für mich die Gemütlichkeit und der fröhliche Abend sofort verschwunden, und ich suchte daher sobald als möglich aus dem Gedränge des Gastzimmers in die stilleren Räume des Schlafkämmerleins zu flüchten, um dort ungestört über mein Schicksal und die Mittel, es zu wenden, nachdenken zu können. Auf dem Wege dahin fragte ich das mich begleitende Mädchen, das selbe, das mir beim Eintritt in die Gaststube entgegengetreten war, ob denn nicht der Kupferstecher Grünewald diesen Mittag dagewesen sei. Sie stutzte und sagte, sie kenne so keinen. Der Unterkäufler Grünewald aus dem benachbarten Dorfe N. . . sei dagewesen, den habe sie gemeint, und der kehre hier gewöhnlich ein.

Jetzt stellte es sich heraus, daß ich anstatt in „den wilden Mann" in „den fröhlichen Mann" gegangen war. Die Ideenverwandtschaft mit dem fröhlichen Abend war die Ursache dieses Irrtums. So hatte mich eine doppelte Verwechslung in solche Verlegenheit gebracht, woraus mich nur die freigebige Hand meines Freundes retten konnte. Allein wie sich diesem jetzt entdecken, da ich vorderhand hier halten mußte? Dergleichen Betrachtungen beschäftigten mich dergestalt, daß ich vergäß den Zimmerschlüssel zu mir zu nehmen, den daher das Mädchen beim Hinausgehen umdrehte und mich einschloß. So saß ich nun hinter Schloß und Riegel und mußte mich geduldig in mein Geschick ergeben. Die

Nacht über schlief ich ziemlich unruhig. Am anderen Morgen wurde ich, da sich das Schlafzimmer etwas zurück im Hinterbau befand, erst auf langes Klopfen hin meines Arrestes entlassen. Ich ließ mir gleich vom Wirt ein Blatt Papier geben und teilte Grünewald in folgenden Versen meine Not mit:

Es sitzt im Gasthof zum fröhlichen Mann
Ein leider jetzt sehr trauriger Mann,
Der seine Zeche nicht zahlen kann.
Sein Wort schlägt der Wirt auch für gar nichts an,
Deswegen ist er übel dran.
Wenn zum Gulden er dir nicht zu teuer scheint,
So löse
deinen armen Freund
Johannes Luft.

Die erbetene Hilfe ließ nicht lange auf sich warten, denn der Diener, der das Briefchen besorgte, brachte das Lösegeld zurück, das auch noch für das Frühstück reichte.

„Nicht wahr, ich bin auf dem rechten Weg, mich meinen Freunden teuer zu machen", rief ich meinem Befreier zu, als er bald darauf in mein Zimmer trat. „Wenn du mich oft so flott machen müßtest, würde ich dir doch teuer genug kommen." — „Kleinigkeit", entgegnete jener, „aber dafür, daß du uns gestern abend umsonst im großen Rat versammelt und durch dein Nichterscheinen den Beschluß vertagt hast, mußt du heute noch hier bleiben und eine Fahrt nach Pfungstadt mitmachen. Wir treffen dort Götz und Wittich, gleichfalls Ritter des deutschen Parnasses, und können eines heiteren Tages gewiß sein."

In der nächsten Stunde darauf rasselte die einspännige Kalesche aus dem Tore dem Weg nach Pfungstadt zu; außer dem Fuhrmann, den Grünewald abgab, saßen noch drei Personen darin. Unter Scherz und Lust

kamen wir wohlbehalten in Pfungstadt an, wo wir im Gasthaus zu den drei Königen ausstiegen. Nachdem wir dort das Pferd zur Wartung abgegeben hatten, gingen wir gleich zu Götz, einem ästhetischen Haarkräusler. Mit ihm begaben wir uns zu Wittich, dermalen rüstigem Knappen der Themis, der gleichfalls folgte, so daß wir als doppeltes Kleeblatt vereint in die drei Könige zurückgingen.

Es wurde ein Mahl aus ungeborenen Kindern der Henne eingenommen, und dabei des herzerfreuenden Weines so viel getrunken daß die Geister in regsamen Schwung gerieten und der einengenden Wirklichkeit entschweiften. Nur mit mir wollte es heute nicht recht gehen, denn ich hatte von der gestrigen Schickung, die mich so unangenehm aus rosiger Laune aufschreckte, noch zu viel Schatten im Gemüte, um vom Strahl der Freude sogleich erwärmt zu werden. Erst ganz allmählich gewann auch meine Stimmung an Helle, und ich erzählte dann unter anderen Schnurren auch die Veranlassung zu einem Gedicht im Dialekt des Odenwälder Bauers, das den Rat eines Vaters an seinen Sohn enthielt und von meiner Frau gestern nach Frankfurt an die Redaktion einer Zeitschrift mitgenommen worden war.

„Vorige Woche", so schilderte ich den Vorgang, „war ich mit meinem Ehegespons auf der Frankfurter Ostermesse, nicht etwa nötiger Einkäufe wegen, sondern mehr, um eine erwünschte Abwechslung in das trockene Küsterleben zu bringen. Wir kauften bloß einige Kleinigkeiten für unsere Kinder ein, nämlich eine Brille aus Dragant und ein Nähschächtelchen mit falschem Silberboden und einem Wahrheitskündiger inwendig am Deckel. Die ganze Geschichte kostete einen halben Gulden. Beim Abgehen von Frankfurt fiel mir ein, daß das Zollpersonal eben verdoppelt sei, und daher mancher auf

dem Wege aufgestellt sein dürfte, der mich nicht persönlich kannte. Während ich mit den Längststationierten daselbst ziemlich vertraut war und von ihnen keine Konfiskation meiner Sachen zum Wohle der Menschheit zu erwarten hatte, so mußten wir jetzt, bloß des gedachten Umstandes wegen, einen Umweg von etwa Dreiviertelstunden machen, um auf dem Zollamt die Sünden der Messe zu beichten und Absolution einzuholen. Diese erhielt ich leicht, da man die Brille, als meines Alters halben notwendig, mir und das Nähschächtelchen als weiblichen Apparat meiner Frau freigab. Den Umweg, wozu mich die Zollanstalt veranlaßt hatte, konnte ich jedoch nicht so leicht verwinden und verfaßte darum auf dem übrigen Nachhauseweg jenes Gedicht".

Nun verlas ich es; man fand die Sache gar nicht übel und wünschte ihr Glück zum Eintritt in die Öffentlichkeit.

„Möge es ihr nur nicht ergehen", bemerkte hierauf Götz, „wie meiner Lurlei. Ihr kennt ja die Sage von dem Felsen am Rheine, wo sich vor Zeiten eine Jungfrau hören ließ, deren Sirenenstimme jeden vorüberseglenden Schiffer heranzog, der dann vom Wirbel unrettbar hinabgerissen wurde. Viele hatten schon so den Untergang gefunden, als ein Jüngling es aus freien Stücken unternahm, auf Gefahr seines Lebens der Jungfrau zu nahen. Und siehe, er kam glücklich zum erwünschten Ziele, fand Erhörung bei ihr und Erwiderung seiner Liebe. Doch nach der ersten Umarmung verschwand die Jungfrau für immer und ließ die unbezwingliche Sehnsucht in seinem Busen zurück. Diese Sage wählte ich nun zum Gegenstand eines Gedichtes in achtzeiligen Strophen mit abwechselnden und geparten Reimen. Beim Abschreiben blieb mir aber in der Strophe, wo vom Herannahen des Jünglings an den Felsen die Rede

ist, eine der geparten Reimzeilen der zweiten Hälfte in der Feder stecken, so daß diese Strophe nur folgende sieben Zeilen oder Verse enthielt:

Und als er naht' der Felsenwand,
Da hört er's ferne tönen,
Worauf er süße Lust empfand
In wunderbarem Sehnen.
Und als er näher lauscht und kam,
Da konnt' er voll Entzücken
Kaum hin zum Ufer blicken.

Nun denkt euch die verfluchte Geschichte! Der Setzer, der zu „kam" den Gegenreim vermißte, schaltete anstelle des fehlenden Verses „Und deutlicher den Sang vernahm" in das übrigens ernst gehaltene Gedicht nach der fünften Zeile in Klammern die drollig klingende Bemerkung ein:

(Hier fehlt der Reim zu diesem Kram!)

Weil aber dadurch die Strophe metrisch vollzeilig geworden war, so blieb sie so stehen und ward durch alle Exemplare also abgedruckt."

„Das heißt beinahe à la Ballhorn ausgeholfen!", rief Grünewald, und alle lachten im Chor.

Nicht lange nach diesen Erlebnissen unternahm ich, des ewigen Hungerleidens müde, an einem lieblichen Maimorgen einen Gang nach Darmstadt, um in anderer Sphäre vielleicht eine bessere Unterkunft und Brot und Ehre, die mir noch darüber ging, zu finden. Schöne bunte Hoffnungsbilder gaukelten vor meiner Seele und stimmten mein Inneres harmonisch zu der rings erwachenden, knospenden und jubelnden Natur. Am Busen der freien Flur erwachsen und von den Tagen der Kindheit auf, wie selten ein anderer, ihr Freund und Vertrauter, war ich doch in meinem Geschäfte so von Not und Drangsalen beengt, daß es mir fast gleichgültig er-

schien, ob die Bäume des Haines auf den Wurzeln oder auf den Gipfeln standen. Besonders hoffte ich mit der Zeit in der belebteren, Kunst und Wissenschaft pflegenden Stadt für meinen aufstrebenden Geist einen ausgedehnteren und zugleich ergiebigeren Wirkungskreis erlangen zu können.

Mit mancherlei Plänen für mich beschäftigt und gleichsam darin versunken, schritt ich ziemlich bewußtlos die Straße nach Darmstadt und war schon einige Stunden von Hering entfernt, als mir ein Jugend- und Schulfreund entgegentrat, der schon längere Zeit in der Stadt als Schreiber auf einem Bureau arbeitete und jetzt einmal wieder seine Anverwandten in Umstadt besuchen wollte.

„Wo will denn Freund Tiefsinn hin?", rief dieser mir lächelnd zu, als ich darüber aus meinen wachen Träumen auffuhr und ihn mit großen Augen anstarrte. „Glaube gar", fuhr August, so hieß der Begegnende, fort, „du bist in fremde Zonen geraten und hast den Kopf verloren. Nimm dich doch ein bißchen zusammen und antworte mir auf meine Frage, die, wie ich wohl hoffen darf, hier an kein fremdes Herz geschah".

Jetzt hatte ich mich aus meiner Zerstreuung gesammelt und erklärte dem Freunde, daß ich in die Stadt wolle, und was für Hoffnungen ich hinsichtlich meines Strebens daselbst bald verwirklicht zu sehen denke. Hierbei sprach sich meine Zuversicht, durch erworbene Kenntnisse und Brauchbarkeit trotz der Verdoppelung meines Reisegepäcks durch Ehe zu Wehe, dort angenommen zu werden und alle Hindernisse beseitigen zu können, etwas stark aus.

„Halt!", fiel da der erfahrenere August ein, „so kommst du in Darmstadt nimmer an. Deshalb nur die Segel gestrichen! Es ist mir leid, daß ich deinen schönen Glauben an eine vollkommene Welt untergraben und

erschüttern muß. Mit deiner Gradheit und Offenheit, die du auch bei jedem dir Begegnenden suchst, und vollends mit deinem Selbstgefühl wirst du im Staatsdepartement wenig Glück machen. Ja, du bist bei allen Kenntnissen nicht einmal brauchbar dort, wo Scheintugend der wirklichen Tugend häufig den Rang abläuft und der Mensch als solcher dem Menschen kaum mehr gilt als die einzeln stehende Ziffer, die erst von ihrer Stellung in der Zahlenreihe höheren Wert und Geltung erhält. Die weiter zurückstehen, müssen, wie du wohl weißt, hier die Geltung der Vorgerückten vergrößern, ohne daß ihnen selbst dadurch das geringste zugute kommt".

„O, das will ich gerne eine Zeitlang", rief ich aus, „wenn ich nur nicht ewig auf der untersten Stufe sitzen bleibe. Man wird doch nicht alles nach dem Maßstabe der Engherzigkeit abmessen und dem Geiste nicht jeden Raum zur Äußerung der ihm innewohnenden Kraft vergönnen".

„Falsch kalkuliert!", entgegnete jener. „Gold und Tugend müssen, so feindlich sich beide gegenüberzustehen scheinen, doch im politischen Leben nur zu oft gleiches Schicksal erfahren: ihr Wert steigt und fällt, wie der Puls der Zeit rascher oder langsamer schlägt."

„Wie so?", fragte ich.

„Ist dir das nicht klar?", erwiderte August. „Nur wenn die Pfeiler des Staates wanken und zu sinken drohen, weil ein Nachbar daran stieß, nimmt man zu außerordentlichen Geistern Zuflucht und schätzt sie. Solange aber das Fuhrwerk im gewohnten Geleise geht, findet man sie eher überflüssig als nötig, weil ihr rascher Gang die Leitung gern beschwerlich macht. Unterwürfigkeit und Geschmeidigkeit können dich in Darmstadt allein empfehlen, obgleich sie das gewöhnliche Merkmal mittel-

mäßiger Geister sind. Eben solche Geister lassen sich in jede beliebige Form pressen und sagen daher dem Wunsche der meisten Gewalthaber vorzüglich zu".

„Ich meine aber doch", versetzte ich, „es wäre nicht wohlgetan, allein mit derlei Kreaturen die Staatsämter zu besetzen oder nur mit ihnen als Zwischenrädern das Getriebe auszufüllen, da ihre Arbeit sicher bloß der Schneckenart ihres Geistes entsprechen kann, mithin das Personal immer sehr zahlreich sein muß."

„Das ist es aber gerade, was man gelegen findet", fiel August ein. „Siehe, es sind während der Friedensjahre in der Kaste der Staatsbeamten der Anstellungsuchenden so viele geworden, daß man wirklich sparsam mit der vorhandenen Arbeit umgehen oder neue erschaffen muß, um alle unterbringen zu können. Ich muß dir nur sagen, um deine Begriffe über diesen Punkt zu berichtigen, daß ich selbst bei meiner Schreiberei, um mich ins Geschäft einzuschießen und allmählich aufrücken zu können, mir vorderhand noch aus eigenen Mitteln die Kost stelle. Hoffst du jetzt immer noch auf eine bessere Laufbahn?"

Bei den letzten Worten meines Freundes ward es mir zumute, als ob ich aus der Wiege gefallen sei. Ich mußte das Gespräch schnell abbrechen und weggehen, um die Bewegung meines Innern nicht durch Tränen zu offenbaren. Schmerz und Beschämung über die so frühe und plötzlich zu Wasser gewordene Hoffnung erfüllten mein Herz und ließen anfangs keiner ruhigeren Betrachtung meiner Lage Raum. Erst, nachdem ich mich eine geraume Strecke von dem Verkündiger meines Unsterns entfernt hatte und dem Ziele der Wanderung näher gekommen war, hatten meine Lebensgeister wieder die gehörige Spannung und Mut gewonnen, um die fast gänzlich verloren gegebenen Pläne

wieder aufzunehmen und für mich ausarbeiten zu können.

Jetzt stand ich vor dem Hause des Staatsrats Knapp, der erst neulich ins Staatsdepartement berufen worden war und im Rufe großer Rechtlichkeit stand. Bei ihm, dachte ich, mag am ersten auf geneigtes Gehör und eine zuverlässige Antwort zu rechnen sein und beschloß, doch wenigstens einen Versuch zu wagen.

Freundlich und herablassend empfing mich der Staatsrat. Solange sich das Wort um Vergangenes, um mein bisheriges Tun und Treiben drehte, blieb seine Rede in dem tröstlichen Tone, der Untergebenen so wohl tut. Sobald ich aber, durch solche Güte dreist geworden, meine Absichten und Erwartungen für die Zukunft aussprach und unumwunden erklärte, daß ich durchaus keinen Geschmack an dem mir aufgedrungenen Berufe finde und darum als Gehilfe in irgendeine Schreibstube aufgenommen zu werden wünsche, um mir mit der Zeit eine bessere Bahn eröffnen zu können, da schnitt mir der Staatsrat den Hoffnungsfaden ganz kurz ab und sagte in ziemlich barschem Tone, daß ich solche Pläne nur fahren lassen und allein auf der von mir betretenen Bahn mein Glück suchen möge. Zu einigem Trost setzte er noch hinzu, daß man ja längst damit umgehe, die Schulstellen so zu verbessern, daß sie gewiß ihren Mann anständig nährten.

Das hatte, wie ich übersetzen zu können glaubte, soviel zu bedeuten als: „Sei zufrieden mit deiner Not, worin und wofür du geboren bist, und suche Trost in dem Glauben, daß sie nicht ewig währen, sondern wie jedes zeitliche Ding ein Ende nehmen wird". Da ich ungern auf solche weitschichtige Weisung einging, äußerte ich hierauf kurzweg: „Dann kann man mich auch nur bald aus der Reihe der Schulmeister wegstreichen; denn, wie die meisten Schulstellen und meine Vermögensum-

stände sind, sehe ich hier doch nichts gewisser als den Bettelstab voraus".

„Ei, ei", entgegnete da der Staatsrat sarkastisch auf die kecke Rede, „ein tüchtiger Bettler ist auch etwas in der Welt; man muß nur das, was man ist, auch ganz sein."

Die Schuppen des blinden Vertrauens waren nun von meinen Augen gefallen. Völlig kuriert und sehend gemacht, empfahl ich mich meinem Wohltäter und trat den Rückzug an.

Trotz der durch die Audienz bei dem Staatsrat Knapp erlittenen Enttäuschung, gab ich doch nicht alle Hoffnung auf eine endliche Erlösung aus meinem Jammerstand auf, und dachte, wenn auch nicht im Staatsdienst, so doch vielleicht in Privatgeschäften noch Versorgung anderer Art finden zu können. Darum ging ich auch öfter als bisher nach Darmstadt, um Erkundigungen einzuziehen. Dabei kramte ich hie und da etwas frei aus und zog mir als unwillkommener, zu häufiger Besucher des Paradieses der Herrlichkeit endlich ernstliche Verweisung aus ihm durch die Cherubim der hier über alles geschätzten Ordnung und Sicherheit zu, so daß ich, betrübt auf meine Jugendtage und die zerknickten Hoffnungen zurückschauend, den Heimweg einschlug. Die Sonne blickte glühend herab, und in meinem Busen arbeitete heißer der Todeskampf jener gewaltsam durchkreuzten Lieblingspläne. Da gelangte ich an eine Stelle, wo der Tod ein mir teuer gewesenes edles Herz plötzlich gebrochen hatte. Dichte Baumgruppen luden mich zur Rast ein, und ich ließ mich ermattet auf weiches Moos nieder. Vom säuselnden Schatten auf die ausgestandene Schwüle angenehm gekühlt, sank ich unvermerkt in sanften Schlummer, und es stellte sich alsbald der gaukelnde Traum ein.

Ich befand mich, so träumte es mir, im Garten meiner Eltern, wo die Hühner aus der Nachbarschaft der jungen Pflanzenwelt auf den Kraut- und Runkelnbeeten hart zusetzten. Ich griff deshalb nach Steinen, um die eingedrungenen geflügelten und geschäftigen Feinde aus meinen Grenzen zu jagen und tat mehrere Steinwürfe, ohne ein gewisses Ziel im Auge zu haben, nach einem Hag aus Zwetschensträuchen, der die lückenhafte Scheidewand zwischen unserem und des Nachbars Garten bildete. Da trat auf einmal lärmend und fluchend die Nachbarsfrau, ein böses Weib, das wie Luzifer nach drei Himmelsgegenden zugleich schaute, dahinter hervor. Sie schrie und schalt über mich ungezogenen Jungen, der nicht nach den Hühnern, sondern nach ihr geworfen und sie auch schwer getroffen habe. Zum Beweis ihrer Vorgabe hielt sie einen Stein in die Höhe, der ihr an den Kopf geflogen sei. Ich zog mich vor dem bissigen Geschöpf in die Werkstatt meines Vaters zurück, die in den rosigen Kindertagen bei Sommersgluten mir oft ein lieblich kühlender Aufenthalt gewesen war. Nachdem ich alle Öffnungen sorgsam verwahrt, besonders aber die Hinter- und Vordertüre verriegelt hatte, verhielt ich mich ganz ruhig und still. Aber nicht lange genoß ich der Ruhe in meinem Asyl; denn mit einem fürchterlichen Schlage sprang die Hintertüre, die zum Garten führte, auf, und die Furie drang, mit einem Grabscheit bewaffnet, auf mich ein. Ich entwand es ihr bald, worauf sie nacheinander etliche Holzstücke, die in der Nähe standen, ergriff und hastiger auf mich losschlug. Darüber, daß kein Streich und keine Waffen haften wollten, sondern jederzeit von mir aufgefangen und ihr augenblicklich entrungen wurden, geriet sie immer mehr in Wut. Endlich des langen Haders müde, faßte ich, um ihm schnell ein Ende zu machen, die ver-

trocknete Fee bei den Haaren und an der Ferse zugleich und bog sie rücklings in einen Reif zusammen. Also zum Bilde der Ewigkeit geformt, trug ich sie nach einem mannestiefen, brunnenähnlich ausgemauerten Loche neben am Hofraume, das zur Aufnahme des Regenwassers und der überfließenden Mistjauche bestimmt war, und tauchte sie dort unter. Eilends bezog ich wieder meinen Zufluchtsort und spähte daselbst durch eine runde Öffnung des vorderen Türpfostens nach dem Benehmen der Versenkten. Das Wasser, durch das Eintauchen des Körpers in schwankende Bewegung geraten, die sich mit jeder Wiederholung verstärkte, hob ihn zweimal hoch und höher empor, so daß er beim dritten Male ringförmig über der Zisterne schwebte. Plötzlich gewann die Gestalt geisterartigen Flug und rückte sofort auf mich, den bange spähenden, an. Wiewohl mir mein Guckloch als viel zu eng zum Durchgang eines Menschenkörpers vorkam, flog das gespenstige Ding hindurch, machte mit drohender Gebärde vor mir halt und raunte mir dumpf und grauenhaft die Drohworte ins Ohr: „Ich will dich als Plagedämon durch dein ganzes Leben verfolgen und nicht von dir ablassen, bis du mir genugsam gebüßt hast". Namenlose Angst durchbebte darauf meine Brust, und ich glaubte fast der Herzensqual zu erliegen. Doch da verschwand das Ungetüm, und mit der bekannten heiteren Miene trat mir mein Lehrer vor die Seele. „Was härmst du dich doch und bist so düster?", rief er mir zu. „Mut gefaßt und munter ins Leben gegriffen, wenn du siegen willst. Nur den Kopf nicht verloren, sonst ist die ganze Weltgeschichte nichts wert. Denke an Kolumbus, der mutig ausharrend eine neue Welt gewann". —

Hier endigte der Traum und ich erwachte zu schöneren Bildern als den im Traum geschauten. Freu-

dig erblickte ich weit über und um mir den endlosen, lichtdurchsprühten Himmel, nahe die jugendliche grünende Erde voll Leben und Jubel und in mir eine ungeschwächte Geisteskraft.

Das Ausreißen war nun vorderhand aufgegeben, da man mir den Weg dazu verrammelt hatte. Ich balgte mich also mit meiner Haus- und Schulnot in Hering herum, lebte gar zahm und fromm und hielt manchen Fasttag, ohne daß mich ein Gelübde dazu verbunden hätte. Die obwaltenden Umstände erleichterten mir dies ungemein, denn selten durchduftete ein Brodem einladender, geschweige denn leckerer Art meine Küche, wo nur zu häufig bei nachteiliger Einwirkung des Beutels das Feuer verlosch. Zum Troste und zugleich zum Leidwesen für mich war dies auch bei vielen, ja bei den meisten meiner Schüler der Fall. Zum Troste gereichte es mir insofern, als ich doch noch eine zahlreiche Fastengenossenschaft um mich hatte, an deren Beispiel ich mich erbauen und aufrichten konnte, wenn ich der nüchternen Lebensweise zuweilen überdrüssig werden wollte. Aber auch zum Leidwesen gereichte mir solche Bußübung, denn die hungrigen Schüler waren ungleich mehr auf Anfüllung des knurrenden Magens mit Brot, als auf die des Kopfes mit Kenntnissen bedacht. Ging das Lernen beim leeren Bauche schlecht, so ging das Lehren noch schlechter, zumal ich an diesem ebensowenig Lust fand als meine Schüler an jenem.

Einmal aufs äußerste gekommen, reichte ich bei meiner Behörde eine Bittschrift ein, worin ich ganz offen erklärte, daß ich mit der Sidonierwitwe zu Sarepta Holz sammeln könne, um mir aus dem letzten Mehl im Kad (hebräisch = Topf) und dem letzten Öl im Kruge den Valetschmaus zu bereiten. Der Erfolg kam augenblicklich in fünf Gulden heraus, die aber meine Not

nicht heben konnten, so daß ich mich auch forthin um nichts besser fühlte. Dennoch hielt ich ein volles Jahrzehnt in Hering aus. Unterdessen klopfte ich zwar häufig genug an und erhielt auch einigemal etwas von der Behörde, mehr aber noch auf dem Wege der Gnade, den mir die Not geboten und die Muse durch Vermittlung eines menschenfreundlichen Kammerdieners eröffnet hatte, von meinem edeln, großmütigen Fürsten. Allein bei der Erhöhung meiner Tischgenossenschaft durch ein Söhnchen (geb. 20. Mai 1831) zum Gevierten wurde der Bedarf auch größer, und ich geriet also je länger, je mehr in die Klemme. Deshalb bat ich zuletzt um ständige Gehaltserhöhung. Da kam das Ultimatum heraus, daß keine Mittel vorhanden seien, und ich mein Amt nur aufgeben möge, wenn es mich nicht nähre.

Gleich der Posaune des Gerichts donnerte mir dieser Bescheid der Behörde, in deren Augen ich vielleicht unbescheiden erscheinen mochte, ins Innerste des Herzens hinab. Aber die Wirkung war doch nicht so ganz entmutigend für mich, weil ich mich an dem Versiegen meiner Nahrungs- und Lebensquellen schuldlos wußte, und mich mein Selbstgefühl eines besseren Loses würdig sprach. Wie lange ich auch den Gedanken schon in mir getragen hatte, daß die Schulmeisterei die übelste Wahl eines Lebensberufs, die ich hatte treffen können, gewesen und ich bei ihrer Verwerfung nicht gerade verloren sei, so kam es mir gleichwohl jetzt ungelegen, daß man mir also das Messer auf die Brust gesetzt hatte.

Da man von zwei Übeln klüglich das kleinste wählt und das trübe Wasser nicht wegschüttet, bevor man klares hat, so kündigte ich mein Schulamt jetzt nicht auf, sondern wandte mich unter der Hand an die Gnade des hochherzigen Fürsten und stellte dort meine Bedrängnis ebenso freimütig als wahrhaft vor. Drei Monate später

kamen mir dann zwei Schreiben zu gleicher Zeit zu. Das eine war meine Entlassung von meiner definitiven Anstellung in Hering, das andere dagegen meine Versetzung als Vikar an die kurz vorher erledigt gewordene Schulstelle zu Unterwaldmichelbach.

Dritter Abschnitt.

So war ich nun in finanzieller Hinsicht um ein kleines vor-, in Hinsicht auf den Rang aber zurückgeschritten oder vielmehr zurückgerückt worden. Das galt mir jedoch ganz einerlei, da der Schulmeister in mir, gewohnt als Nebensache behandelt zu werden, längst über Rang und Titel erhaben hinwegsah, wenn nur die leiblichen Bedürfnisse forthin etwas mehr fanden. An volle Befriedigung freilich war noch nicht zu denken, da die mir einstweilen übertragene Stelle noch nicht fünfzig Gulden mehr als meine bisherige einbrachte. Im Anstellungsdekret waren 245 Gulden erwähnt, aber nach einer mir später zugestellten Note 249 Gulden 52½ Kreuzer Jahresgehalt mit der Stelle verbunden, was für den Tag 41 Kreuzer ausmachte. Doch war diese Summe nicht ganz bare Einnahme, sondern 20 Gulden waren für die Wohnung dabei mitbegriffen, mithin unbeziehbar, aber eben darum auch unentziehbar, was demnächst heilsam für mich, den also Versetzten, werden sollte, da mein übriges Gut und Besitztum längst so gut wie versetzt war.

Ich hatte hier über hundert Kinder jedes Geschlechts und Alters vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre zu unterrichten, die meistens rauh und „unschürig" (= unbeholfen, klotzig) waren, wie die Scholle, die ihre Väter bearbeiteten. Arbeit gab es daselbst deswegen übergenug,

weil mein zur Ruhe gekommener Amtsvorfahr jahrelang an der Zehrung dahingeschmachtet war, und die Schule unterdessen Jungen gehalten hatten, die der Ortsgeistliche, ein wahrer Schulmeisterfabrikant, für den Lehrstab vorbereitete. Dieser Geistliche, der, wie gesagt, ein großer Schulfreund war, hatte es besonders auf mich gepackt; war ich doch seiner Ansicht nach durch die mich zurückschiebende Versetzung unter den Stock, und zwar unter seinen, des großen Pädagogen Stock, verwiesen worden, um hier Mores zu lernen oder unterzugehen. Hierin mochte er sich nicht ganz irren, und ich kannte meine dermalige Stellung auch gut genug, um mich nicht zu überheben oder mir unvorsichtigerweise Blößen zu geben. Hatte ich mir jetzt doch fester als jemals vorgenommen, erst den Beweis zu liefern, was ich zu leisten vermöge, und dann baldmöglichst den Schulstaub mit dem Schuljoch abzuschütteln. Eine Blöße konnte ich aber unmöglich decken: die in meinem Haushalte; denn das Leben bedarf der Mittel zum Unterhalt, und eben diese Mittel fehlten bei mir nur allzusehr, als daß ich ihren Mangel hätte geheim halten können. Und leider ward eben dieser Mangel in meiner jetzigen Stellung die Ursache, daß alle Bemühungen für mein Amt entweder ganz verloren gingen oder nur geringen Erfolg hatten. Ich war aus Leibesnot zu sehr von der Schulgemeinde abhängig, um mit Kraft auftreten und geistig auf sie wirken zu können. So z. B. waren die Eltern bei der seitherigen Schulhalterei gewohnt, ihre Kinder zur Verwendung bei ländlichen Geschäften, selbst wenn diese Aufschub litten, eigenmächtig aus der Schule zu behalten. Seiner Obliegenheit nach soll aber der Lehrer dergleichen Übertretungen ins schwarze Buch eintragen und seiner Zeit kundbar machen, damit die Sünder bestraft werden. Der Geistliche drang auch bald darauf, daß ich diese an sich

weise und gerechte Vorschrift erfüllte. Das erste Verzeichnis von zwanzig Schultagen belief sich ins Ungeheuere, indem bei 103 Schülern nicht weniger als 285 solcher Schulbesuchunterlassungssünden vorkamen. Und da ich es dem Bürgermeister vorzeigte, erklärte mir dieser zu meinem nicht geringen Schrecken: „Das sind die ersten eingereichten Schulversäumnisse aus Unterwaldmichelbach, und sie sind wahrlich vollzählig genug!"

„Die ersten?", gab ich im Echo wieder, doch mit ganz anderer Betonung, als ich es vernommen, obgleich der Vorsprecher schon einen ziemlich starken Nachdruck darauf gelegt hatte. „Nun, so will ich sie auch ins Meer versenken", setzte ich nach kurzem Besinnen hinzu und nahm sie zurück.

„Wo bleiben die Schulversäumnisse?", fragte der Pfarrherr am Schlusse des nächsten Sonntagsgottesdienstes, als er mich bemerkte. Ich setzte darauf in wenigen Worten die Verhältnisse und meinen danach gefaßten Entschluß auseinander.

„Das ist nichts", herrschte mich jener an, „ich muß sie haben." —

„Da möchte ich aber doch bitten", sagte ich, „die Leute vor den Ortsschulvorstand zu bescheiden und erst zu warnen, ehe man sie hart anläßt." —

„Wird sich schon finden", meinte der Geistliche. „Nur die Versäumnisse eingeschickt."

Ich schickte sie also notgedrungen ein, und es fand sich recht bald so, wie ich vermutet hatte. Unter scharfem Vorhalt wurden alle mit gehöriger Geldbuße belegt. Die Folgen blieben für mich nicht aus. Mir, der alle Lebensbedürfnisse von dem kärglichen Sold ankaufen mußte, wollte fast niemand selbst um teures Bargeld mehr etwas zukommen lassen, geschweige denn auf Borg; und doch mußte der Kredit mein täglicher Hauspatron

sein, wollte ich anders das ärmliche Leben nicht vor der Zeit aufgeben. Zum Glück fand ich noch einzelne teilnehmende Herzen, die mir zuweilen Vorschub leisteten, mochte die Aussicht auf Rückerstattung auch etwas trüb und unsicher erscheinen.

Herrlich und schön ist das Wirken im Kreise lebensfrischer Jugend für den kräftigen Lehrer, wenn er, frei von äußeren fremden Einflüssen, allein von eigenen Geisteswillen abhängt. Gleich einem Gotte blüht ihm selbst das Leben da in ewiger Jugend; denn indem er die unter seinen Augen sich entwickelnden jugendlichen Kraftäußerungen leitet und pflegt, ist die Sonne seines eigenen Daseins in stetem Aufgange und Steigen begriffen und ewiger, blühender Frühling um ihn. Solch ein Wirken, gleich dem meines Lehrers, des Pfarrers Cullmann, wäre mir ganz erwünscht gewesen.

Die allerhöchste Staatsbehörde hat zwar, um das Volksschulwesen zu heben, die löbliche Verordnung getroffen, daß Ortsschulvorstände, aus der Mitte der Gemeinde gewählt, dem Lehrer zur Seite stehen und mit dem Ortsgeistlichen, der den Vorsitz führt, die Tätigkeit des Lehrers beachten und, wenn nötig, anregen, unterstützen und zugleich die seinem Wirken entgegenstehenden Hindernisse nach Kräften beseitigen oder unschädlich machen sollen. Zu dem Ende soll der Ortsschulvorstand, der das Vertrauen der Eltern oft in größerem Maße als der Lehrer besitzt, mindestens einmal im Monat in die Schule kommen, sich von dem Tun und Treiben des Lehrers und der Schüler, ihren Bedürfnissen und Mängeln, überhaupt von dem Gang des Unterrichts und dem Zustand der Schule genaue Kenntnis verschaffen und sein Ansehen zur schleunigen Abstellung der wahrgenommenen Übelstände benutzen. Hierfür wird ihm jeder vernünftige Lehrer noch besonderen

und größeren Dank wissen, als wenn er sich gar nicht in der Schule sehen läßt und der Lehrer nur dann Spuren von dessen Dasein empfindet, wenn tadelnde Berichte seine Lage verschlimmern.

Daß dieser öftere Schulbesuch des Ortsschulvorstandes, wenn er mit wahrer Liebe für die Sache selbst geschieht, nur segenbringend für die Schule sein kann, unterliegt keinem Zweifel. Da, wie die Erfahrung lehrt, die Eltern und überhaupt die Gemeinden weit williger sich irgendeinem Unternehmen, einer Anordnung oder Ausgabe unterziehen, wenn sie von verständigen Männern aus ihrer Mitte gebilligt und als nötig anerkannt werden, außerdem die Gemeinde eben durch die Mitwirkung einzelner Gemeindeglieder bei der Erreichung des Schulzwecks mehr und mehr mit diesem Zweck vertraut wird und einsehen lernt, wie und wodurch er allein erreicht werden kann, welche Wege einzuschlagen, aber auch welche Mittel aufzubieten sind, um eines belohnenden Erfolges gewiß zu sein, so wird nicht nur nach und nach ein allgemeineres Interesse für das Bildungswesen erweckt, sondern auch die Kenntnis der für seinen fruchtbaren Betrieb wirksamen Mittel und der dabei anwendbaren Grundsätze allgemeiner verbreitet werden, was mit der Zeit gewiß heilsame Folgen haben muß. Mit der Zeit, sage ich; denn bis Männer, die, wie es jetzt noch nicht selten der Fall ist, an Bildung zurückstehen und eben darum von Vorurteilen befangen sind und ganz schiefe Ansichten vom Schulwesen haben, sich zu freierem Blick und gesundem Urteil über eine Sache, die ihnen bisher fern lag, erheben, wird freilich geraume Zeit verstreichen, und erst das künftige, nach der neueren Pädagogik erzogene und gebildete Geschlecht wird dieses Ziel in weiterem Umfang erreichen als das jetzt lebende, das gewisse Voraussetzungen nicht selten

unerfüllt läßt. Hierzu gehört unter anderen besonders die, daß der Ortsgeistliche, von dem als Vorsitzenden des Ortsschulvorstandes das meiste abhängt, sich im Felde der neueren Pädagogik gehörig umgesehen habe, und es dann auch verstehe, die übrigen Glieder des Ortsschulvorstandes für seine Ansicht zu gewinnen. Daß das erste für die Zukunft allgemein zu erwarten sei, dazu berechtigt die in unserem Vaterstaat wie anderwärts hie und da getroffene Einrichtung, daß mit den Schullehrerseminaren auch Predigerseminare in traulicher Verbindung stehen, so daß also Lehrer und Prediger, die sich wechselseitig durch ihre Stellung im Staate berühren und unterstützen, ja, von denen jene diesen vor- und gleichsam in die Hand arbeiten sollen, eine Zeitlang zusammen gebildet werden. Indessen findet sich jetzt schon mancher Geistliche, der mit Umsicht und Erfolg die Bemühungen des Lehrers zu beleben und zu leiten vermag, und es tritt, wo dies der Fall ist, auch jetzt schon manches erfreuliche Ergebnis zutage, was, allerdings vorderhand mehr in Hinsicht auf den Geistlichen allein, für die Wirksamkeit der Ortsschulvorstände spricht.

Die Umstände, die den Fortgang des Unterrichts hindern, liegen in den äußeren Verhältnissen der Gemeinden, der Eltern oder der Lehrer. Ihre Beseitigung liegt teilweise außerhalb der Zuständigkeit des Ortsschulvorstandes. In solchen Fällen kann man die Abschaffung des Übelstandes der Gemeinde nur eindringlich ans Herz legen und auf die Hilfe der alles umgestaltenden Zeit rechnen. So hat z. B. manche Gemeinde ein für die sehr hoch angewachsene Kinderzahl zu enges und dumpfes Schullokal und dabei keine Mittel zur Beschaffung eines besseren, oder das an sich geräumige, sonst zweckmäßig eingerichtete Schulhaus steht auf einem Platz, wo bei der sorgfältigsten Auslüftung dennoch die

stets eindringende Feuchtigkeit den Schulapparat verdirbt und somit auch nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die sich daselbst aufhaltenden Kinder sein und bleiben wird.

Aber zuweilen, und zwar häufiger auf dem Lande als in der Stadt, treten auch Umstände zur Hemmung und Erschwerung des Unterrichts ein, die der Ortsschulvorstand, wenn er nur guten Willen und Interesse für die gute Sache hat, vorurteilsfrei und mit dem Lehrer einverstanden ist, gänzlich beseitigen oder doch weniger nachteilig für die Schule machen kann. Dahin gehört zunächst der Mangel mancher Kinder an zweckdienlichen Büchern und anderen zum Lernen erforderlichen Gegenständen. Manche Eltern zeigen sich hierin gar zu nachlässig und unbereitwillig, oft aus zu geringem Interesse an der Bildung ihrer Kinder, oft aber auch aus Eigensinn, weil sie nicht einsehen können oder wollen, daß sich die Lehrbedürfnisse in der jetzigen Zeit gegen die frühere, wo sie die Schule besuchten, wesentlich verändert und erweitert haben. Da kann ein verständiger Ortsschulvorstand die Anforderungen des Lehrers unterstützen, was jedenfalls mehr fruchten wird, als wenn der Lehrer alleinsteht und also kostspielige, den Eltern überflüssig erscheinende Dinge verlangt. Dahin gehört weiter der noch mißlichere Umstand, daß manche Eltern ihren Kindern nicht nur die zur häuslichen Übung, zur Wiederholung des in den nächstvergangenen Schulstunden durchgenommenen Lehrabschnitts und zur Vorbereitung auf den kommenden Unterricht nötige Zeit zu sparsam einräumen oder gar versagen, indem sie ihnen nicht nur Strafe androhen, wenn sie auch noch zu Haus die Zeit mit Lernen zubringen wollen, da solches allein in der Schule geschehen solle und könne, sondern sie auch oft selbst vom Schulbesuche abhalten, weil sie eben Geschäfte

haben, die ihnen einträglicher und nötiger dünken als das Schulsitzen. Diese Übelstände wird der Lehrer allein nur dann abzustellen vermögen, wenn er selbst auf seine Schüler und deren Eltern Einfluß hat. Wie wird er aber solchen Einfluß ausüben können, wenn ihn die Beschränktheit seiner äußeren Verhältnisse zu sehr von den Eltern abhängen läßt, und wenn er selbst zur Befriedigung seiner, wenn auch geringen, doch ebenso dringenden Bedürfnisse oft den guten Willen und die unentgeltliche Aushilfe seiner nahen Umgebung ansprechen muß? Wenn dann vollends das Vorurteil, eine schon vorhanden gewesene, von ihm unter dem Obwalten jener Beschränkung nie zu besiegende böse Meinung gegen ihn in die Schranken tritt und mit Gehässigkeit seinem Wirken entgegenkämpft, dann wird er unterliegen müssen und bei aller Fähigkeit und Tätigkeit die Frucht seines Lebens und Wirkens verlieren.

So war mein jetziges Wirken von der häuslichen Not, dem abgünstigen Geistlichen, dem dummdreisten Ortsschulvorstand, von widerwärtigen Eltern und noch anderen Herzraupen gestört und erschien mir deshalb höchst verwünscht. Wie qualvoll aber mein Zustand war, und wie wenig er sich zu einer freudigen Wirksamkeit eignete, so sollte er gleichwohl noch schlimmer werden. Hatte ich bisher zwischen zwei Feuern, dem schonungslos überwachenden Geistlichen und dem durch ihn inspirierten Schulvorstand einerseits und der Hausnot und ihren Verbündeten andererseits zu kämpfen, so brach jetzt noch gar ein drittes los, und zwar vom Rücken her aus einem längst gefürchteten und darum glücklicherweise nicht unvermuteten Hinterhalt. Manche meiner alten Gläubiger wollten durchaus nicht länger mehr Glauben halten. Der zu lang und deshalb haardünn ausgezogene Faden der Geduld riß ihnen, und sie sprachen dringend

die Hilfe des Gerichts an. Da sollte und mußte bezahlt werden, oder es gab schwere Kosten. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich, wie längst gewohnt, einzelne Besoldungsteile an die Klagenden überwies und unterdessen von Gottes Gnade und Kartoffeln ohne Salz und ohne Schmalz mein ärmliches Dasein fristete. Monatelang hatte ich mit den Meinen keinen Bissen Brot zu essen, denn selbst der Privaterwerb, den ich zuweilen durch meine Feder erzielte, ging nicht selten statt in meine eigenen in die gierigen Taschen der Gerichtsdiener für Kosten, die bar erlegt werden mußten.

So hatte ich einmal dreizehn Kreuzer mit Schreibereien verdient, und mein Söhnchen schickte sich schon an, einen Laib Brot dafür zu holen, indem es im voraus jubelte, wieder einmal Brot kosten zu dürfen. Allein der Böse mochte uns solch Labsal nicht gönnen, denn im nämlichen Augenblicke traf der Häscher ein und verlangte neunzehn Kreuzer Stempeltaxe. Ich mußte demnach noch sechs Kreuzer bei einem nahen Bekannten dazu borgen, um den Boten der zeitlichen Gerechtigkeit los zu werden. Damit war aber die Aussicht auf das herzstärkende Nahrungsmittel verschwunden, das eine Bitte des herrlichsten Gebetes ausmacht.

Als die Fastnacht heranrückte, wo auch der Tagelöhner den Küchenzettel höher als gewöhnlich und alltäglich zu stellen pflegt, machte sich meine Frau auf den Weg nach Umstadt, in der Hoffnung dort das Viertel von einem meiner aus allen vier Winden zusammengestoppelten Besoldungsposten im Betrage von fünf Gulden fassen zu können. Sie ging den neunstündigen Weg zu Fuß und mit leerem Säckel. Wurde sie auch darum wiederholt von Schwächen befallen, so hatte sie doch die tröstliche Zuversicht auf die baldige klingende Einnahme, die für sie ein Kapital bedeutete. Als

sie aber hinkam, war der ganze Besoldungsposten für einen der dortigen Gläubiger, dessen Befriedigung durch die unerwartete Versetzung unterbrochen worden war, von Gerichts wegen mit Beschlag belegt. Meine getäuschte Frau kam also mit segenleeren Händen und trauervollem Herzen zu den Ihrigen zurück. Als sie vom Fehlschlagen des weiten Geschäftsgangs erzählte, entfuhr mir ein schwerer, aber herzlicher Fluch über die Schulhalterei.

Immer düsterer gestaltete sich meine Lage, und was mich am meisten dabei drückte war, daß ich mit allen noch so wahrhaften Vorstellungen bei keiner Behörde geneigtes Gehör fand, da die mir zunächst stehende, der Ortsschulvorstand mit dem Geistlichen an der Spitze, gegen mich war, und alle höheren Instanzen mich nur durch diese düstere Brille betrachten konnten und mithin auch bloß danach bemaßen und bedachten. Ganz wider Sinn und Vernunft war ich als ungenügsam, ja als verschwenderisch bezeichnet worden, obwohl ich, von allen Glücksgütern entblößt, noch nie einen auch nur für die Beschaffung der wesentlichsten Lebensbedürfnissen hinreichenden Gehalt bezogen hatte. Viele meiner Amtsgenossen standen zwar im Diensteinkommen mir gleich, zum Teil selbst unter mir; allein sie besaßen dabei entweder ein väterliches Erbteil, dessen Ertrag ihnen fortwährend zu Hilfe kam, oder das Glück hatte ihnen mit der Lebensgefährtin zugleich den nötigen Lebensunterhalt verliehen.

Um den Vorwurf der Verschwendung von mir abzuwälzen und eine zeitliche Ruhe vor den immer ungestümer werdenden Gläubigern zu finden, entwarf ich einen mathematischen Umriß meiner Lage, indem ich zuerst die sämtlichen Besoldungsteile, dann die wesentlichsten Haushaltsbedürfnisse aufzählte und schließlich

beides gegeneinanderhielt. Diesen Plan, wonach mir am dürftigsten Jahresauskommen noch dreißig Gulden fehlten, reichte ich nebst einem Verzeichnis meiner Schulden bei der hohen Staatsbehörde ein mit dem freiwilligen Erbieten, ein Besoldungsviertel an meine Gläubiger abtreten zu wollen, wenn mir nur Schutz gegen die Dränger zuteil werden könne. Die hohe Behörde erwog meine Not und gestattete mir, dem nochweiligen Zwitter zwischen Staats- und Gemeindediener, den Vorteil des ersteren, im Interesse des Dienstes mit dem bloßen Fünftel meines Solds die Gläubiger nach und nach abspeisen zu dürfen. Eine Zentnerlast fiel mir da vom Herzen, denn ich glaubte, nun Ruhe vor den Gerichtsdienern zu haben und, wenn auch noch manchmal leeren Magens, so doch etwas leichteren Atems und Herzens die Hetze verschnaufen zu können. Daß ich mich hierin abermals verrechnet hatte, ward mir, als die Gerichtsdiener nach wie vor meine Schwelle belagerten, nur zu bald klar.

Unter solchem materiellen Druck fortwährend seufzend, fand ich im Schulgeschäft und durch es selbst auch noch selten Erhebung und Lust, da die meisten meiner Schüler eine ganz eigene Idiosynkrasie gegen das Lernen hatten, und eines Eseltreibers Geduld und hartes Trommelfell dazu gehörte, um bei solchem Wirken ausharren zu können. In Lehrzweigen, wo die Fortschritte mehr von des Lehrers Tätigkeit als vom Fleiße der Lernenden abhingen, wo also gleichsam Eintrichtern galt, ging es doch noch ziemlich, wie mir auch der Geistliche bezeugte. Wo aber Selbsttätigkeit und Anstrengung von seiten der Schüler vonnöten war, haperte es fort und fort, weil ich hier allzu nachgiebig verfuhr. In meinem ganzen Wesen lag überhaupt zu viel Milde und Nachsicht, als daß ich mit Strenge verfahren konnte. Wohl

brauste mein feuriges Temperament in einzelnen Augenblicken schnell auf, aber die Hitze, die eigentlich zu grell war, legte sich ebenso schnell wieder, und an ein gleichmäßiges Festhalten des vorgesteckten Zieles war bei mir um so weniger zu denken, als mir die Schulmeisterei keineswegs am Herzen lag.

Aus allen diesen Umständen ging zuletzt für mich ein wirklich verzweiflungsvoller Zustand hervor. Da brachte mir meine Lebensgefährtin von höherem Gerichtshofe den scheinbaren Trost, daß der Beschluß der Staatsbehörde mit dem Besoldungsfünftel demnächst in wirklichen Vollzug treten solle. Als *scheinbar* war dieser Trost nicht um deswillen zu bezeichnen, weil seine Erfüllung noch zweifelhaft gewesen wäre, sondern weil selbst diese in meiner Lage nichts oder nur weniges ändern konnte. Denn gingen an meinem dermaligen Sold von dritthalbhundert Gulden jährlich fünfzig ab, so stand ich mich ebenso wie auf meiner vorigen Stelle, nur war dadurch noch aller Kredit vergiftet, der mir bisher noch einigermaßen fortgeholfen hatte. Ich wußte dieses gehörig zu würdigen, und es schlug darum die drangvolle Wahl bei mir dahin aus, daß ich in der Hoffnung eines einzig und allein durch meine Trösterin, die Muse, hervorgerufenen besseren Geschicks den politischen Selbstmord dem physischen vorzog und mein Amt niederlegte.

Diesen an sich bedenklichen Schritt konnte ich auch nur wagen, weil ich schon ein wenig Fuß auf der Geisterinsel gefaßt hatte. Ich hatte an lyrischen Gedichten zweiundfünfzig Bogen Manuskript daliegen, was gedruckt schon ein ansehnliches Heft geben konnte. Um die papierenen Schätze recht bald in klingende Münze umgesetzt zu sehen, fehlte es nur an einem anständig honorierenden Verleger dafür. Doch ich hatte, da sich ein solcher in dem ultrapraktischen Zeitalter, wo Poesie

ziemlich verrufen war, nicht leicht finden ließ, einen anderen Weg durch wiederholtes Betreten kennen gelernt. War es mir ja schon gelungen durch Unterzeichnungen, wiewohl mühsamer, zum Ziele zu gelangen, so durfte ich es auch dieses Mal zu erreichen hoffen, zumal mir die dazu nötige Zeit nicht mehr durch den Schuldienst verkümmert wurde. Darum griff ich frisch ans Werk, wobei mir mein Weibchen fleißig an die Hand ging. Sie warb mehr Abonnenten als ich und trug so treulich ihr Scherflein zum ferneren Fortkommen der aus zwei Paaren, den Eltern und zwei Kindern, bestehenden Familie bei.

Unvergeßlich ist es mir, wie ich und meine Frau bei dieser Gelegenheit einmal auf einem Rückzuge von Frankfurt von einem Donnerwetter mit Hagel und Regen in der Nähe von Rembrücken und Hainhausen überfallen und nach dem letztgenannten Orte verschlagen wurden. Bis auf die Haut durchnäßt, suchten wir in triefender Hast das nächste wirtliche Obdach zu gewinnen. Als wir daselbst nach Trank und Speise nachfragten, gestand uns der Wirt ehrlich, daß er uns nichts weiter als Kartoffelschnaps und Butterbrot reichen könne. Wir nahmen damit vorlieb und suchten besonders durch das Getränk von innen heraus gegen die äußere Nässe zu wirken. Alle Tische umher waren indes mit Kartenspielern stark besetzt. Als allmählich die bleierne Rüstung des Schlafs unsere Augenlider belastete, verlangten wir zu Bett. Da ward uns aber der niederschlagende Trost, daß nach Aufhebung der Abendsitzung die Streu für uns in demselben Zimmer hergerichtet werden solle. Erst die Mitternachtsstunde verscheuchte die leiblichen Geister des Spiels und gab uns auf kurze Zeit Ruhe. Denn mit dem ersten Hahnenruf erschienen jene wieder und setzten ihr Wesen bis zum lichten Tag fort, während der Wirt selbst Semmeln knetete.

Für solcher süßen Rast auf Streu
Trag' ich seitdem gewalt'ge Scheu.

Auf meinen vielfältigen Streifzügen zum Werben von Unterzeichnern zu einem Roman, der aber noch ziemlich in der Knospe stak, also dermalen gleichsam zwischen Sein und Werden schwebte, geriet ich auch nach dem durch seinen Johannismarkt berühmten Herchenhain, in dessen Nähe, nämlich in Bermuthshain, sich ein Jugendfreund von mir befand. Nachdem ich einige Tage dort geweilt hatte, trat ich den Rückzug nach Schotten an, wollte jedoch, da ich auf dem Heimwege Breungeshain, Sichenhausen u. a. berührt hatte, dieses Mal die etwas mehr seitwärts liegenden Orte Kaulstoß, Burkhards und Wingershausen usw. besuchen, wobei ich, da der heimliche Jupitersmantel nach dortigem Herkommen über den Gefilden lag, mich dem Rate meines Freundes zufolge nicht zu weit links wagen durfte, um nicht nach Gedern zu geraten, das außerhalb meines abgesehenen Plans lag. Von Kaulstoß nach Burkhards hatte ich in dem Lehrer von Kaulstoß einen zuverlässigen Führer zur Seite, der mich aber hier verließ, um bei seinem Nachbarkollegen die erquickliche Todesfeier dreier Weisheitsfreunde, des Sprichwortes sus Minervam und der üblichen Hülle gelehrter Folianten gedenk, mitzubegehen. Der Nebel war unterdessen dichter geworden, wobei sich aber auch allmählich sein Gewebe tropfbarer auf mich zu ergießen begann. Ich beschloß darum in Burkhards Quartier zu nehmen, was mir auch ohne Schwierigkeit zugesagt wurde. Nach gehaltenem Abendimbiß und dem Genuß einiger Gläser von Gambrinus königlichem Tranke forschte ich erst, was ich freilich früher hätte tun sollen, nach der Möglichkeit eines Flaumlagers und mußte zu meinem Leidwesen erfahren, daß dies durchaus dermalen nicht geboten werden könne,

da im Nebenzimmer Bauleute beschäftigt seien. Ich bezahlte deshalb schnell meine Zeche und setzte den Fuß ungesäumt weiter.

Wie man mir sagte, war Gedern jetzt leichter zu finden als Wingershausen, und als ich am äußersten Hause mich nach dem Wege dorthin erkundigte, gab man mir eine ziemlich deutliche Marschroute mit. Nach dieser sollte ich zunächst um einen Gartenhag biegen, dann einem Hohlwege folgen, worauf ich unfern in ein kleines Wäldchen und nach dessen Durchschreitung bald zu einer erst planierten Chaussee kommen würde. Diese durchkreuzend käme ich bergab in ein Wiesental, von einem Bächlein längs durchflossen, das ich kühnlich überschreiten müsse, um dem nicht mehr langen Fußpfade nach Gedern zu folgen. Trotzmutig und also auf das schlimmste gefaßt, ging ich fürbaß und fand alles genau so, wie man es mir bezeichnet hatte. Frau Luna blickte dabei mit leisem Geisterstrahle durch die Wolken auf den Wanderer hernieder und goß ihm Mut und Zuversicht in die Seele. Aber unten im Tale angekommen, fand ich das Bächlein zum reißenden Strom angeschwollen. Ich mußte also wieder bergan steigen bis zur projektierten Chaussee, der ich dann eine Strecke folgte und dabei bis an die Knie im Schlamm versank. Auf einmal ging aber zum Glück das Kotbad aus, und ich war auf laubigem Waldboden, worüber ein herrlicher Weg hinzog, durch leise, im Schimmer des Mondes kaum sichtbare Geleise bezeichnet. Ein Gefühl ergriff mich beim Daraufhinwandeln, tief und geisterhaft, doch sanft und selig, wie aus den Tagen der Kindheit emporgetaucht, als der Knabe noch sorglos, im Dämmerschein also die Wege des Lebens schaute. Doch bald war ich zur Wende dieses Pfades gelangt; denn nach kurzer Waldwanderung brachen plötzlich Wald und Weg ab,

vor mir lag freies Feld, worauf keine Spur eines Weges zu sehen war. Endlich gewahre ich zu meiner Linken eine Allee. Diese schritt ich entlang und kam an ihrem Ausgang auf einen in der Mitte vertieften Damm, der mir vorkam wie mit Estrich ausgetragen, fest und eben, aber nicht gar breit. Die Neugierde trieb mich an, einmal zur linken Seite den Rand hinanzuklimmen und vor mir lag ein weiter, vom zwitternden Mondstrahle beglänzter See. Weiter zog ich den leitenden Steig dahin und schaute bald links ein kleines Häuschen, worin noch die Lampe flimmerte. „Vielleicht eine Wildhüterhütte", dachte ich und schritt lautlos fort, um kein Aufsehen zu erregen. Nun kamen aber Häuschen und Häuser zu beiden Seiten und zwischendurch ein murmelnder Bach längshin, worüber in abgemessenen Weiten breite Stege mit Geländer lagen, um die Verbindung zwischen den Häuserreihen, die allmählich stattlicher emporragten, zu unterhalten.

In einem etwas ausgezeichneten Hause bemerkte ich ebenfalls noch Licht. In der Hoffnung, dort, wo nicht Nachtquartier, so doch wenigstens Auskunft über ein solches zu finden, trat ich hinzu und klopfte ans Fenster. Ein schönes Mädchen nahte mit dem Licht und beäugelte, ohne das Fenster zu öffnen, durch die Scheiben den Fremdling. Allein sie mochte meinen Anblick nicht sonderlich erbaulich finden, denn schnell trat sie wieder zurück und ein Mannsgesicht mit abrahamitischem Profil erschien dafür. Er fragte bei noch immer geschlossenen Lichtklappen, was ich wolle. Auf meine erste Gegenfrage, wie der Ort heiße, fiel zu meiner Freude die Antwort Gedern, und auf die andere nach einer Herberge hieß man mich, nur etwas weiter unten den Bach zu überschreiten, wo ich alsdann unter zweien die Wahl treffen könne. Am ersten Schildträger war es dunkel und still,

am zweiten ebenso. Hier pochte ich stark und stärker, ohne Leben zu entdecken. Schon wollte ich mich daher noch lauter bemerkbar machen, als der Nachtwächter erschien und die Mitternachtsstunde blies. Seine Vermittlung brachte mich noch in dem von mir übergangenen ersten Gasthof unter, wo Schlachtvor- oder -Nachkehrungen den jungen Wirt noch in der Küche beschäftigt hatten, indes das übrige Hausperson al bereits in den Federn lag, weshalb auch kein Licht mehr im Zimmer flammte. Ich war nach dreistündiger Nachtpilgerung, von neun bis zwölf nämlich, allda recht gut aufgehoben und fand dabei die billigste Behandlung, was namentlich meiner Kasse recht wohl zustatten kam, die bei ohnehin schmächtiger Konstitution stark an der Schwindsucht litt.

Konnte ich meinen bisherigen Zustand, wo ich bei überhäuften Geschäften mit allem Fleiße nicht den täglichen Bedarf für das physische Leben zu erschwingen wußte und daher den Mangel mit seinem düsteren Gefolge täglich zum Tischgast hatte, mit dem Leben eines Galeerensklaven vergleichen, der seine Tage bei Wasser und Brot unter hartem Ruderschlag an der Kette verseufzt, so war, nachdem ich das Schulmeisterleben, das mich meiner Überzeugung nach endlich noch gar in den nächtlichen Schlund der Verzweiflung stürzen mußte, aufgegeben hatte, endlich der Geisteskerker gesprengt, worin ich fünfzehn Jahre geschmachtet hatte. Was für mein Streben daraus hervorgeht, soll und wird die nahe Zukunft lehren. Die Wahrheit werde ich nie verleugnen und weiser, geselliger Freude mein Saitenspiel weihen.

Anmerkungen.

S. 19. Curtius. Marcus Curtius, ein edler römischer Jüngling, opferte sich der Sage nach für sein Vaterland, indem er sich in eine tiefe Kluft stürzte, die sich plötzlich in der Mitte des Forums gebildet hatte und nach dem Ausspruch der Wahrsager für den Staat eine große Gefahr bedeutete, die nur dann beschworen werden könnte, wenn das beste Gut Roms hineingeworfen, und die Kluft hierdurch veranlaßt werde, sich zu schließen.

S. 21. Drei Schulmeister des Orts. Da von den Heubacher Schulverhältnissen in dem ersten Abschnitt von Lufts Selbstbiographie häufig die Rede ist, so seien sie hier im Zusammenhang behandelt. Seit dem Jahre 1821, wo Luft zuerst im Schuldienst verwendet wurde, bestanden in Heubach vier Schulen: zwei reformierte, eine lutherische und eine katholische, die im Jahre 1831 von 26 bezw. 20, 22, 18 Knaben und 26 bezw. 20, 21, 22 Mädchen besucht wurden.

I. Die reformierte Schule. Der am 13. April 1806 nach einundvierzigjähriger Dienstzeit (31 Jahre in Heubach und vorher 10 Jahre in Glattbach) gestorbene Lehrer Johann Georg Weber (geb. 17. Januar 1746) wurde von den Schulinspektoren übereinstimmend „zu den ersteren treueifrigen Schullehrern" gerechnet. In dem Berichte, worin der Heringer Pfarrer Ludwig Cullmann der Inspektion Webers Tod anzeigt, ist von der „ruhmvollen Laufbahn" des „tätigen und vorzüglich guten Schullehrers" und davon die Rede, daß „die ganze reformierte Gemeinde Heubach den Verlust dieses braven Mannes beweine". Sein Nachfolger ward am 2. Juni 1806 sein Sohn Johannes (geboren 9. Oktober 1779), der am 14. September 1795 vom kurpfälzischen Kirchenrat in Heidelberg examiniert und in die Anzahl der Schulkandidaten aufgenommen worden war, darauf teils seinem Vater assistiert hatte, teils acht Jahre hindurch an verschiedenen Orten des Oberamts Lindenfels, zuletzt 1805/06 in Ellenbach, Winterschullehrer gewesen war. Als ihm 1812 befohlen wurde, im Sommer allwöchentlich viermal Schulunterricht zu erteilen, so erklärte er am 11. April 1812: „Mein Vorfahr im Amt, sowohl als ich, wurde nur für die zu haltende Winterschule besoldet, und es

war lediglich guter Wille meines Vaters, daß derselbe auch im Sommer allwöchentlich zweimal ohne alle Vergütung Schulunterricht erteilte. Auch ich hatte bisher nach der Methode meines Vaters während des Sommers zweimal in jeder Woche unentgeltlich Schule gehalten, allein die übrige Zeit war mir durchaus notwendig, um durch eigenen Verdienst mich und meine Familie zu ernähren." Die letzte Behauptung wird durch einen Bericht des Inspektors Ritter (Umstadt, 3. 10. 1816) bestätigt, wonach „die reformierte Schullehrerstelle zu Heubach in die Klasse der äußerst gering dotierten gehört", wie ja auch nach einem Berichte des Pfarrers Cullmann vom 16. 8. 1828 „die Reformierten zu Heubach die ärmsten Ortseinwohner" daselbst sind. Wie oben S. 47 erzählt, erhielt Weber im Jahre 1821 in Luft einen Gehilfen, der „die größeren bis zum fertigen Lesen gebrachten Kinder" zu unterrichten hatte und „aus dem Umstädter Kollekturfonds eine Remuneration von 100 Gulden in barem Geld und 6 Malter Korn nebst 17 Gulden 30 Kreuzer von dem vom Gemeindeeinnehmer erhobenen Schulgeld erhielt." Da Weber dem Trunk ergeben war, ward sein Unterricht „schlecht, geistlos und geisttötend", und er selbst „nicht selten ein Gegenstand des öffentlichen Spottes und Hohnes", so daß er am 25. April 1836 pensioniert wurde. Sein Nachfolger ward Daniel Guyot (Sohn des Lehrers Georg Guyot in Rohrbach bei Reinheim, geb. 15. 3. 1810, gest. zu Heubach 12. 1. 1890), der, obwohl er noch nicht examiniert war, „wegen seines gesetzten moralischen guten Charakters, seinen Fähigkeiten und Kenntnissen" am 9. 12. 1826 an Lufts Stelle Schulvikar geworden war. Da die Teilung der reformierten Schule nur zur Hebung der zurückgegangenen Schule vorgenommen worden war, so ward sie 1836 mit Guyots Anstellung, der im Oktober 1830 die Definitorialprüfung abgelegt hatte, wieder aufgehoben. Dadurch kam der Gehalt des Lehrers, der auch Glöckner und Organist war, einschließlich der freien Wohnung im Schulhause auf 220 Gulden. (Vgl. Ries, Statistische Zusammenstellung der sämtlichen Elementarschulen im Großherzogtum Hessen, Darmstadt 1837, S. 40. 311 f.) Johannes Weber starb am 3. Dezember 1845.

II. Die lutherische Schule. Am 27. August 1764 berichtete der Umstädter Pfarrer Justus Textor an das kurpfälzische Ministerium in Heidelberg, daß sich „Johann Heinrich Fischer, Bürger und Strümpfstrickmeister dahier in Umstadt, ein Mann achtbaren Standes und großer Schicklichkeit", als Schullehrer „für der armen evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Heubach dürftige Umstände und sehr geringe Besoldung" vorgefunden habe. Als dieser im Jahre 1802 „seines Alters und seiner Schwächlichkeit wegen nicht mehr imstande war, die mit seinem Amte verbundenen Geschäfte gehörig zu versehen", bat die Gemeinde, die es „für unbillig hielt, einen alten verdienten Mann, der die meisten Gemeindeglieder als Knaben unterrichtet hatte, zu verstoßen", sich aber außerstande sah, „zwei Schullehrer zu besol-

den", man möge den neunzehnjährigen Johann Philipp Fischer, den Sohn ihres alten Schullehrers, der seinen Vater schon seit einigen Jahren unterstützt hatte, zu dem gewöhnlichen Schullehrerexamen zulassen und ihm, wenn er tauglich befunden werde, die Stelle seines Vaters übertragen. Dies geschah auch am 9. September 1802, nachdem sich der junge Fischer, der übrigens wie sein Vater das Strumpfweberhandwerk trieb, zum zweitenmal der Prüfung unterzogen hatte. Bereits am 16. 2. 1806 starb Johann Philipp Fischer unter Hinterlassung eines Söhnchens und einer Witwe.

Zu seinem Nachfolger wurde am 29. Juni 1807 Wilhelm Hasselbaum ernannt, der Vater von Lufts Freund Georg Hasselbaum. Dieser Wilhelm Hasselbaum war am 5. Mai 1756 zu Griesheim als Sohn des Johann Nikolaus Hasselbaum, der seit 1746 bis zu seinem am 1. Januar 1795 im Alter von 79 Jahren erfolgten Tode daselbst Lehrer war, geboren. Nachdem ihm im Jahre 1779 wegen eines Vergehens die Fähigkeit zur Bekleidung eines Schulamtes entzogen worden war, schlug er sich 28 Jahre als Winterschullehrer durch, zuletzt in Winterkasten und Meßbach. Da er gute Zeugnisse über seine Tätigkeit aufzuweisen hatte und sich die Pfarrer Krämer in Reinheim und Georg Andreas Frey in Groß-Bieberau für ihn verwandten, so wurde ihm am 29. Juni 1807 die mit einer jährlichen Besoldung von 4 Malter Korn, etwa 1½ Klafter Holz und 30 Gulden bar Geld verbundene Schulstelle zu Heubach übertragen. Daß diese Besoldung, die sich insgesamt auf nicht mehr als 60 Gulden belief, für den Unterhalt einer Familie mit fünf Kindern nicht ausreichte, nimmt nicht wunder. Deshalb die häufigen Bitten Hasselbaums um Unterstützung und Gehaltserhöhung. Ein solches Gesuch wurde durch einen Bericht des Pfarrers Vogel, datiert Umstadt 27. 11. 1809, unterstützt, das folgende charakteristische Stellen enthält: „Es ist . . . zu bewundern, wie ein Mann in so drückenden Umständen noch die zum Unterricht nötige Heiterkeit haben kann; nicht tage-, sondern wochenlang keinen Bissen Brot im Hause, sind Kartoffeln die einzige Nahrung der armen Familie, die sie ohne Salz und Schmalz genießt und noch dazu von den bemittelten Einwohnern als Almosen erhält. Von Vermögen kann nicht die Rede sein, da selbst der notdürftigste Hausrat fehlt. Die Kinder liegen in einem Kasten, der zur Aufbewahrung der Kirchengefäße dienen soll, auf Laub mit einem alten Sacke bedeckt . . . Die vorigen Schullehrer unterrichteten nur von Martini bis Ostern und trieben dabei ihr Handwerk, . . . der jetzige kann kein Handwerk und soll das ganze Jahr lehren . . ." Hasselbaum erhielt daraufhin vom 1. Januar 1810 an eine jährliche Gehaltsaufbesserung von 10 Reichstalern. Die Gehaltsaufbesserungen wurden mehrfach wiederholt, so daß Hasselbaums Gehalt, als er am 25. 7. 1823 in den Ruhestand versetzt wurde, 140 Gulden betrug.

Sein Nachfolger ward sein einziger Sohn Johann Georg Hasselbaum, Lufts Freund, der den vom Vater bezogenen Gehalt mit der Auflage erhielt, diesem lebenslänglich nebst Kost und Logis jährlich 25 Gulden zu verabreichen. Georg Hasselbaum war am 26. Juni 1800 zu Laudenau geboren. Im Jahre 1816 hatte sein Vater um Unterstützung gebeten, damit er diesen seinen einzigen Sohn, der als solcher von der Konskription frei war, im Schulfache ausbilden lassen könne. Pfarrer Vogel von Umstadt hatte in einem Bericht vom 6. Mai 1816 die Gewährung dieser Bitte befürwortet, da der junge Hasselbaum „gute Anlagen und Eifer gezeigt, es auch im Klavierspielen und Singen zu einiger Fertigkeit gebracht habe". Statt der erbetenen Besoldungszulage erhielt der Vater Hasselbaum die Weisung, daß es für seinen „Sohn geratener sei, ein Handwerk zu erlernen, was er entweder umsonst oder gegen ein geringes Lehrgeld, zu dessen Beibringung nötigenfalls eine Beisteuer verwilligt werden würde, erlernen könne". Diesen Rat befolgte der Sohn nicht, er wurde von dem Heringer Pfarrer Heinrich Cullmann zum Lehramt vorbereitet, unterstützte seinen Vater mehrere Jahre in der Schule und bestand im Jahre 1821 die Prüfung mit gut. Über seine erste Tätigkeit berichtete der Inspektor Pfarrer Joh. Wilh. Carl Stahl zu Spitzaltheim am 23. 6. 1823, daß es ihm „nicht an Geschick und gutem Willen fehle, ein brauchbarer Schullehrer zu werden", und daß das Gute, was er bei der vor kurzem stattgefundenen Schulprüfung „in der Heubacher Schule angetroffen habe, hauptsächlich diesem jungen Manne zugeschrieben werden müsse. Auch in der Mädchenschule zu Groß-Zimmern sei es noch wahrzunehmen, daß derselbe während seines Vikariats verständig und fleißig darin gearbeitet habe". Die Übertragung der väterlichen Schulstelle auf ihn war namentlich auch um deswillen erfolgt, weil deren „Besoldung in der Tat so gering war, daß nicht zu erwarten stand, daß ein anderer als der Sohn die Stelle mit der dem alten Manne doch sehr notwendigen Abgabe übernehmen werde. Am 23. Oktober 1826 segnete der alte Lehrer Hasselbaum das zeitliche. Der junge Hasselbaum blieb bis zum 7. Oktober 1839, wo er nach Hähnlein versetzt wurde, Lehrer in Heubach. Ein am Ende seiner Heubacher Lehrtätigkeit über ihn erstatteter Bericht bezeichnet ihn als „einen sanften gutmütigen Mann, der die Kinder mit freundlichem Ernst behandelt", und seine Lehrgabe als „gerade nicht vorzüglich, aber doch hinreichend, um nicht ungünstige Resultate zu liefern". Am 18. Januar 1868 wurde er unter Verleihung einer jährlichen Pension von 320 Gulden in Ruhestand versetzt, den er aber nur kurze Zeit genießen sollte, da er schon am 17. August desselben Jahres starb.

III. Die katholische Schule. Seit 1767 war Johannes Cuny Lehrer an der katholischen Schule. Schon bei der ehemaligen rheinpfälzischen Regierung führte die katholische Gemeinde Klage gegen

ihn, „der schon dermalen dem Schuldienst Lebewohl sagen sollte", wegen Nachlässigkeit im Schulamte. Doch wurde er „durch den außerordentlichen Beistand des Oberamtes Otzberg wieder gehalten". Zu Ende des Jahres 1808 wurden die Klagen über Cunys Amtsführung besonders laut. Am 13. 12. 1808 berichtete der spätere Otzberger Pfarrer P. Eustachius Truckenbrod an den Kirchen- und Schulrat: „. . . Die Beschwerden der Gemeinsglieder würden selbst schon höheren Orts angezeigt worden sein, wenn solche nicht die Furcht, von gedachtem Schulmeister Cuny auf der anderen Seite gedrückt zu werden, abschrecken würde. Gedachter Schulmeister bekleidet zugleich das Amt eines Bürgermeisters, welches letztere, dann die Besorgung der gemeinen Waldgeschäfte, auch mehrere Verwaltung von Vormundschaften ihm natürlicher Weis zur Haltung der Schule die nötige Zeit hinwegnimmt und [er] dadurch Gelegenheit hat, die ohnehin armen Gemeinsglieder — wenn sich einer Anzeige zu machen wagen würde, wie schon mehrmals der Fall wirklich eintrat — zu drücken. In wie weit diese Nebengeschäfte, welche doch das Hauptgeschäft des gedachten Schulmeisters ausmachen, mit dem Schuldienste vereinbarlich seien oder nicht, und in wie weit zur Vervollkommnung des Schulwesens und besseren Einrichtung desselben die Trennung eines von dem anderen, gleich dem reformierten und lutherischen Schulmeister (bei welchen der Zustand ganz unverbesserlich ist), rätlich sein dürfte", stellt Truckenbrod der Behörde zur Erwägung anheim. Bald darauf, am 15. März und 11. April 1809, beklagten sich einige katholische Gemeinsmitglieder in ähnlicher Weise über Cuny bei dem Schulrat.

Inzwischen war Cuny infolge einer Anordnung der Starkenburger Regierung vom 25. 3. 1809 veranlaßt worden, „sich zur Niederlegung einer oder der anderen der von ihm bekleidet werdenden Stellen zu erklären". Er hatte daraufhin auf das Schulamt zugunsten seines Sohnes Sebastian verzichtet. Hiergegen wandte sich eine von 20 katholischen Gemeindegliedern unterzeichnete Vorstellung vom 30. 8. 1809, die um so energischer war, als es Cuny gelungen war, für sich die Unterschriften einer Anzahl von Gemeindegliedern zu gewinnen. Der junge Cuny genoß weder „das Vertrauen der Eltern noch die Achtung der Jugend", er war „der Zögling des Vaters", während dessen Bekleidung der Heubacher Schulstelle es vorkam, daß man „die Kinder, die die katholische Schule nach gehaltener Kommunion verlassen hatten, in die reformierte Schule schicken mußte, um sie nur ihren Namen schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen lernen zu lassen". Diese Zeiten drohten sich zu wiederholen, wenn Sebastian Cuny die Stelle erhielte, da er „die Kinder mehr mit Kindereien und Mutwillen beschäftigte, als daß er darauf bedacht war, sie etwas nützliches lernen zu lassen".

Sebastian Cuny hatte im Jahre 1807 einige Monate die dermalige Normalschule in Bensheim besucht und mit den besten Zeug-

nissen des Professors Mühlenfeld verlassen. Als er, wie hier vor-, greifend bemerkt sei, die Heubacher Schule nicht erhielt, „widmete er sich später mehr dem Ackerbau als dem Lehrfache, kam aber im Verlauf der Jahre in den Finanzen zurück". Deshalb nahm er im Jahre 1824 „seine Zuflucht zum verlassenen Schulstande, hatte aber so wenig Kenntnisse und schien, so geringe Lehrgabe zu besitzen, daß es Verbrechen gegen die Erziehung wäre, wenn man ihn wirklich in die Liste der Volksschullehrer aufnehmen und ohne Aufsicht Kinder ihm zum Unterricht anvertrauen würde". Auch eine spätere Anstellung Sebastian Cunys auf eine ganz geringe Schulstelle, wie Hartenrod, lehnte der Staatsminister von Grolman am 19. 11. 1824 mit den bestimmten Sätzen ab: „Schulstellen sind keine Versorgungsanstalten, und Armut kann kein Motiv sein, einen unwissenden Menschen zu befördern. Ein Mitleid dieser Art gegen einen Einzelnen würde Grausamkeit gegen eine ganze Gemeinde sein. Die Schule zu Hartenrod kann daher dem unfähigen Cuny nicht übertragen werden."

Dieses spätere, von ganz unparteiischer Seite gefällte Urteil über Sebastian Cuny beweist, daß die „Aversion", die der junge Cuny der Gemeinde einflößte, jedenfalls durch seine Untauglichkeit zum Schullehrer begründet war. Zu dieser Ansicht kam auch der katholische Schulrat, der die Sache untersuchte und am 1. September 1809 u. a. dem Ministerium folgendes berichtete: „Die Gemeinde hat einen Widerwillen und Mißtrauen gegen einen Sohn, dessen Vater in $1^1/_2$ Jahren keine Schule gehalten, durch angebliche eigenmächtige Erweiterung des Kellers das Schulhaus noch mehr ruiniert und mancherlei Unordnungen bei der Gemeinde verursacht hat . . . Wir betrachten freilich diese Anzeigen nicht als bewiesene Tatsachen, aber den stärksten Verdacht erregen sie doch gegen ihn, und da er kein jus quaesitum (wohlerworbenes Recht) auf diese Schulstelle hat, so unterließen wir die weitläufige Untersuchung, wodurch noch andere herrschaftliche Diener, deren Ansehen so lange wie möglich muß erhalten werden, gar leicht hätten können kompromittiert werden."

Wie bereits erwähnt, bekam Sebastian Cuny die Schulstelle nicht; am 22. September 1809 wurde vielmehr der Heringer Schulkandidat Karl Judith (gestorben als Lehrer in Hering am 24. Juli 1835) einstweilen als Schullehrer in Heubach bestimmt. Am 5. März 1810 wurde die Stelle mit Jakob Wüst, der früher Lehrer in Wahlen war, endgültig besetzt. Als Wüst im Jahre 1818 eine bessere Stelle erhielt, ward am 1. Juni 1818 Johann Georg Albert, der ebenfalls in Wahlen Lehrer gewesen war, sein Nachfolger. Im Frühjahr 1837 wurde Albert pensioniert und starb am 17. August 1838 in seinem 74. Lebensjahre, nachdem er über vier Jahre „an seiner alten Brustkrankheit mit einem ausgemagerten und ausgedörrten Körper darniedergelegen hatte". In den Jahren 1835 und 1836 hatte der reformierte Lehrer Daniel Guyot, Lufts Nachfolger, die katholische Schule versehen.

S. 21. Bürgermeister. Der Bürgermeister hatte das Rechnungswesen der Gemeinde zu verwalten; an der Spitze des Dorfes stand dagegen der Schultheiß, „der Konsul des Orts", wie Luft auf Seite 20 sagt.

Meines Großvaters Schwester. Eva Maria Luft, Tochter des Johann Adam Luft und seiner Ehefrau Anna Maria, geb. Willemsin, Schwester von Lufts Großvater Johann Adam Luft (geb. 4. Nov. 1751, verh. am 5. April 1774 mit Anna Margareta Hilden, gest. 1812), war am 17. Mai 1755 geboren und hatte sich am 17. Juni 1777 mit Johann Georg Weber, dem Sohne des Heubacher Bürgers Thomas Weber, verheiratet. Beider Sohn war Johannes Weber, dem Luft als Gehilfe im Jahre 1821 beigegeben wurde; vgl. Seite 99 f.

S. 22. Peter Böswald. Luft schreibt an dieser Stelle Peter Leborst. Wer hiermit gemeint ist, läßt sich nicht sicher feststellen, vermutlich ist es aber Peter Böswald. Dieser versah Ende 1819 oder Anfang 1820 als provisorischer Lehrer die katholische Schulstelle in Klein-Zimmern; dort blieb er ein halbes Jahr und versah „seine Dienstgeschäfte sowohl in Kirchen als in Schulen gut". Am 14. 7. 1820 wurde er nach Gadern bei Waldmichelbach versetzt und blieb dort bis zu seiner am 4. 8. 1828 erfolgten Versetzung nach Hirschhorn. Dort erhielt er zur Verbesserung des Unterrichts die oberste Schulklasse, während dem alten kränklichen Lehrer die untere übertragen wurde. Über Böswalds Wirksamkeit spricht sich ein Visitationsbericht vom 5. 10. 1831 folgendermaßen aus: „Die Schule des Lehrers Böswald verdient als vorzüglich empfohlen zu werden. Sämtliche Gegenstände befriedigten. Der Lehrer beweist Liebe zu seinem Amte, Fleiß und Geschicklichkeit. Nirgends Mechanismus. Richtiges Lesen mit Aufmerken und Fertigkeit über das Gelesene Bescheid zu geben, Kopf- und Tafelrechnen recht gut und bei dem auswendig Gelernten guter Vortrag. Eine solche Schule macht Freude . . ." Über Böswalds Tätigkeit in Gadern vgl. Karl Esselborn, „Schulzustände in einigen Teilen des Odenwaldes um das erste Viertel des 19. Jahrhunderts", Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung" Nr. 38, 24. September 1910. Böswald starb zu Hirschhorn am 20. Juni 1851.

Gregorius Schlaghart. „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard, oder die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim. Ein Erbauungsbuch für Landschullehrer", ist der Titel einer vielverbreitet gewesenen pädagogischen Volksschrift des im Jahre 1839 als Kirchenrat in Schlitz verstorbenen Johann Ferdinand Schlez. In der ersten Hälfte ist eine verkommene Dorfschule geschildert, deren Lehrer durch den Namen „Schlaghart" hinreichend charakterisiert ist, während in der zweiten Hälfte in Lorenz Richard „ein Vertreter der Reformideen, ein Lehrer, der es sich angelegen sein läßt, pädagogische Neuerungen und Besserungsvorschläge seiner Schule zugute kommen

zu lassen", dargestellt ist. Das Werk erschien zuerst im Jahre 1795 zu Nürnberg und erlebte mehrere Auflagen. Eine Sonderausgabe des ersten Teiles, dessen Schilderungen auf eine sehr große Anzahl von Dorfschulen des achtzehnten Jahrhunderts paßt, erschien 1890 zu Leipzig als 2. Bändchen der von Albert Richter herausgegebenen „Neudrucke pädagogischer Schriften".

S. 23. Xenophon. Griechischer Geschichtsschreiber, geboren um 434 v. Chr. zu Athen, gestorben um 355 zu Korinth. Er war, wie Platon (427—347), Schüler des Sokrates (469 – 399). Platons Schüler Aristoteles (384—322) pflegte während seiner Vorträge in der Säulenhalle des athenischen Lykeions umherzuwandeln. Nach dieser Gewohnheit wurde seine Philosophenschule als peripatetische, deren Anhänger als Peripatetiker („Spaziergänger") bezeichnet. Vermutlich dachte Luft an die Peripatetiker, als er schrieb, daß sich „Xenophon stundenweges die Nahrung für seinen wißbegierigen Geist" geholt habe.

Cullmann. Heinrich Cullmann, reformierter Pfarrer zu Hering, Sohn des am 27. Juli 1804 im Alter von 63 Jahren verstorbenen Heringer Pfarrers Johannes Peter Cullmann, der diese Pfarrstelle seit 1773 bekleidete. Noch vier Tage vor seinem Tode, als seine Krankheit schon vorgeschritten war, „daß nach Aussage sachverständiger Männer keine Genesung, im Gegenteil ein baldiger schröcklicher Tod durch Ersticken für ihn zu erwarten war", hatte der alte Pfarrer Cullmann den Landgrafen gebeten, seinem ältesten Sohn Ludwig Wilhelm, der 1798 in Heidelberg die Prüfung bestanden hatte, 1799 ordiniert worden war und seit dieser Zeit das Amt seines kränklichen Vaters zur Zufriedenheit der Pfarrkinder versehen hatte, sein Amt zu übertragen, damit seine Frau und seine übrigen 7 noch unversorgte Kinder nach seinem Tod eine Stütze hätten. Am 27. Dezember 1804 erhielt Ludwig Wilhelm Cullmann die Pfarrstelle seines verstorbenen Vaters mit der Auflage, seiner Mutter neben freier Wohnung für diese und seine Geschwister lebenslänglich 200 Gulden zu geben und, im Falle des Ablebens seiner Mutter, diesen Geldbetrag seinen Geschwistern so lange zu verabreichen, bis das jüngste das 18. Lebensjahr vollendet habe. Als Ludwig Wilhelm Cullmann am 21. 2. 1810 die zweite reformierte Pfarrstelle in Umstadt erhalten hatte, ward am gleichen Tage seinem jüngeren Bruder Heinrich Cullmann die freigewordene Pfarrstelle zu Hering und Otzberg unter denselben Bedingungen wie ihm übertragen. Vorher war Heinrich Cullmann Senior Collegii Sapientiae und fünfter Lehrer am evangelisch-reformierten Gymnasium in Heidelberg und darauf Pfarrer in Ziegelhausen gewesen. Bei seiner Entlassung aus dem badischen Dienste wurde ihm erklärt, daß man „bei der allseitig erscheinenden Zufriedenheit mit seinen der Kirche und sonst geleisteten Diensten und bei der Achtung, die man für seine Kenntnisse und moralische Aufführung habe, seinen Austritt ungern vernommen habe, und daher bedauern

müsse, daß man bei der äußerst ungünstigen Lage des reformierten Kirchenärariums in gegenwärtigem durch geeignete Zulage nicht zurückzuhalten vermöge". Ein Bericht vom Jahre 1824 erkennt Cullmanns „sorgfältige, gewissenhafte und geschulte Amtsführung in Kirchen- und Schulamt" ausdrücklich an. Luft hat seiner Verehrung für Cullmann, den „Leiter seiner Jugend", in mehreren Gedichten, ebenso wie an mehreren Stellen seiner Selbstbiographie (z. B. S. 85) Ausdruck verliehen: „Wert der Freundschaft. An Herrn Pfarrer Cullmann zu Hering, Poetische Versuche I, S. 99f."; „An Herrn Pfarrer Cullmann zu Hering, als er mir geraten, mehr im Volkston zu dichten", ebenda I, S. 129f. In dem Gedichte „Gesetz und Strafe. An Herrn Pfarrer Cullmann in Hering" (ebenda I, S. 181f.) schildert er ihn als einen Mann, „der schonenden Sinns, einzig mit Milde nur und nachsichtiger Huld Sträubende lenken will, die das leisere Wort nicht zu Gehorsam führt, selbst der Ernst des Gesetzes kaum, folgt ihm Strafe nicht auch". Ein Gespräch mit Cullmann gab Luft den Anlaß zu der Herzensergießung „Die verfehlte Wahl", die in seinen Lyrischen Gedichten 1835, S. 152—154 abgedruckt ist. — Als im Jahre 1829 Heubach eine eigene reformierte Pfarrei erhielt und die Pfarreien Lengfeld und Hering miteinander vereinigt wurden, ward Lengfeld Pfarrsitz (Regierungsblatt 1829, S. 302), und übernahm Cullmann die Pfarrei Lengfeld dazu. Dort starb Cullmann als Pfarrer und Inspektor am 8. März 1867. Vgl. auch oben S. 12f.

S. 23. Georg Hasselbaum. Vgl. oben S. 102. An ihn ist der sechste Gesang des Gedichtes Wingolf (Poetische Versuche I, S. 220), sowie das biographisch sehr interessante Gedicht: „Ernst und Scherz" (Lyrische Gedichte 1840, S. 324—329), gerichtet.

S. 24. Gangeloff. Johann Daniel Gangeloff, Lehrer an der lutherischen Mädchenschule und Stadtorganist in Umstadt, geb. 1735, wurde 1753 seinem Vater „cum spe succedendi adjungiert" und folgte diesem nach dessen im Jahre 1769 erfolgtem Ableben im Amte. Am 3. März 1817 wurde er in den Ruhestand versetzt und starb am 24. Juli 1825 im Alter von 89 Jahren 11 Monaten und 6 Tagen. Sein Nachfolger war sein 1791 geborener Sohn Johannes, der ihn schon seit 1813 in seinen beiden Diensten unterstützt hatte. Johannes Gangeloff starb zu Umstadt am 4. März 1852.

S. 24. Cäciliens Zaubergarten. Die Musik und namentlich das Orgelspiel. Die heilige Cäcilie ist die Schutzpatronin der Musik und, der Legende nach, die Erfinderin der Orgel.

S. 26. Hallers, des großen Schweizers. Albrecht v. Haller, Botaniker, Anatom, Physiolog, Arzt und Dichter, geboren am 16. Oktober 1702 in Bern, gestorben daselbst am 12. Dezember 1777. Sein Lehrgedicht „Die Alpen" war zuerst 1739 erschienen.

S. 30. Kirchen- und Schulrat Wagner. Friedrich Ludwig Wagner, Verfasser mehrerer Unterrichtsbücher, geboren zu Seeheim

am 22. Juli 1764, zuerst Erzieher und Lehrer, 1790 Lehrer an der Mädchenschule zu Darmstadt, 1794 Lehrer am Gymnasium daselbst, 1802 Garnisonsprediger, 1803 Hofbibliothekar, 1806 Mitglied des Kirchen- und Schulrats protestantischer Deputation der Provinz Starkenburg, 1822 Doktor der Theologie, gestorben zu Darmstadt am 16. November 1835. Um die Bildung des hessischen Lehrerstandes hat sich Wagner die größten Verdienste erworben (vgl. Carl Christoph Steinberger, Geschichte des Großh. Hess. evangelischen Schullehrer-Seminars in Friedberg, Friedberg 1868, S. 3ff.). Daß Wagner Examinanden Bücher geschenkt hat, berichtet auch Johannes Stelz in seiner Selbstbiographie; vgl. Hessische Volksbücher 4, S. 137.

S. 31. Neunmal im Jahre solche Dankfeste. Luft hatte acht Geschwister, nämlich: 1. Maria Christina, geb. 26. 12. 1796, gest. 1799; 2. Johann Nikolaus, geb. 7. 11. 1800, gest. 1811; 3. Elisabetha, geb. 21. 8. 1802; 4. Anna Eva, geb. 7. 12. 1804; 5. Dorothea, geb. 19. 12. 1806; 6. Johann Georg, geb. 10. 10. 1808; 7. Johann Wilhelm, geb. 25. 11. 1810, gest. 1811; 8. Katharina, geb. 7. 3. 1812. Zur Zeit, wo die Unterredung mit Wagner stattfand, war also der dritte Teil der Kinder von Lufts Eltern gestorben, und insofern ist die Angabe Lufts ungenau. Daß Luft den Tag seiner Geburt nicht genau wußte, ist möglich, wenn auch nicht so ungenau, wie folgende oben im Text gestrichene Stelle vermuten läßt: „Er glaubte wohl aus eben diesen Äußerungen (nämlich seiner Eltern) vernommen zu haben, daß sein Eintritt ins Leben eine Pause in ihrer Kartoffelernte veranlaßt habe" (Originalausgabe S. 25); denn die unrichtige Angabe des 17. Dezembers 1798 als seines Geburtstages in Band 1 des Biographisch-literärischen Lexikons der Schriftsteller des Großh. Hessen von Hch. Ed. Scriba (S. 228), dem der Freund von Lufts Sohne Johannes Marbach in dem von ihm herausgegebenen „Hessischen Dichterbuch" (Friedberg 1857, S. 354) folgt, geht höchst wahrscheinlich auf Lufts eigene Angabe zurück. Nach dem Eintrage im Kirchenbuch der reformierten Gemeinde Hering wurde Luft am 15. Dezember 1798 geboren und an demselben Tage getauft; sein Pate war der Schuhmachermeister Johannes Weber zu Heubach. Diese Angabe ist auch bestimmt richtig, denn im Kirchenbuch befindet sich unmittelbar hinter dem Eintrag des Johannes Luft der eines anderen am 14. Dezember zu Heubach geborenen und am 15. Dezember getauften Kindes. Der Heringer Pfarrer war also am 15. Dezember nach Heubach gekommen, um dieses Kind zu taufen, und hat bei dieser Gelegenheit den am 15. gerade zur Welt gekommenen Johannes Luft mitgetauft, und zwar vor dem anderen Kinde.

S. 32. Riemanns Beschreibung. Karl Fr. Riemann, Versuch einer Beschreibung der Reckanschen Schuleinrichtung, Berlin 1781, 2. Auflage unter dem Titel: Neue Beschreibung der Reckanschen

Schuleinrichtung und der von Rochowschen Lehrart in Volksschulen. Mit einer Vorrede von F. E. v. Rochow. Ebenda 1792, eine dritte Auflage erschien 1798 und eine vierte 1809.

S. 33. Liebhaberei an der Jagd. Nach seinen Gedichten zu schließen, war Luft ein großer Liebhaber der Jagd, die er in folgenden Gedichten behandelt hat: „Der Jagdstand", Poetische Versuche I, S. 95—97; „Jagdgesang", ebenda I, S. 213 f.; „Die Heimkehr von der Jagd", Lyrische Gedichte 1840, S. 207—210; „Jagdbilder", ebenda, S. 287—294; „Rückblicke. An Revierförster Machenhauer", ebenda, S. 320—323; „Ernst und Scherz. An G. Hasselbaum", ebenda, S. 324—329; „Waidmanns Erwartung. Parodie auf Schillers Gedicht: Die Erwartung", Friedrich Flut, S. 19—22, auch Freiheits- und Lebensklänge, S. 94—97; „Die Hühnerjagd", ebenda S. 22—23 bzw. 108—110; „Das Treibjagen", Gemeinnütziges Wochenblatt. Zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und wohltätiger Zwecke, Büdingen, Nr. 50 vom 12. 12. 1846, S. 197 f.

S. 35. Rocken pfändete. Die Wegnahme des Spinnrockens erwähnt auch Georg Kaut als eine hessische Sitte, „die gegenwärtig noch in wohlhabenden, unverdorbenen Dörfern gefunden werde", in Nr. 176 des „Gutenbergs" vom 4. 11. 1843. Dort heißt es auf S. 805: „Geht nämlich einer der Faden entzwei, so kann sie nicht genug eilen, denselben wieder anzudrehen, wenn sie nicht der Gefahr sich aussetzen will, daß ihr der Spinnrocken von einem Burschen genommen wird, der alsdann von Rechtswegen durch einen Kuß eingelöst werden muß". Auch abgedruckt in Georg Kaut, Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche. Offenbach a. M. 1846, S. 87.

S. 36. Nach meinem Lieblingsplatze. Vgl. die „Elegie auf meinen Lieblingsort, ein beinahe rings von Gebirgswaldungen umgebenes Tal, durch mancherlei Sagen aus der Vorzeit geweiht", Poetische Versuche I, S. 43—47. Ferner die Ode „Auf meinen Lieblingsort", ebenda S. 196—198.

S. 37. Pfaffenhecken. Die Originalausgabe (S. 38) liest an dieser Stelle „Pfaffenhütten"; zweifellos ist aber Pfaffenhecken gemeint. So heißt ein Teil der Gemarkung Heubachs, der an den „Rosengarten" anstößt, wo ehemals ein Kloster gestanden haben soll. In der Erzählung „Der Liebe Schwur" sagt Luft selbst an einer Stelle (Historische Novellen und Erzählungen, 6. Aufl., S. 148 f.): „Jetzt heißt die Feldgegend, eine Viertelstunde hinter Heubach, Pfaffenhecken, und das ehemalige Klostergebiet „Rosengarten".

Steige. Hiermit kann nur die sogenannte „Saustеige" gemeint sein. In dem Gedichte „Auf meinen Lieblingsort" beschreibt sie Luft folgendermaßen:

. . . Nördlicher hin, wo umbuschte Höhen den Ausgang
Hemmen, daß schwerer geht des Wandelnden Tritt,

Wo, verstrickt, Dornengeflecht niedriger ergrünt,
Zeigt sich des Hains bejahrte Steige,
Lange verehrt von der Mäher jubelndem Völklein,
Und von des Denkers Stille suchendem Ernst,
Auch von dir, Liebe, die gern einsam und für sich
Irret, entfernt vom kalten Tadler.
Wundernd erblickt man, ein Denkmal süßer Erinn'rung
Mancherlei Namen drum am Balken; sie schrieb
Derer Hand, welche sich hier seligeren Glücks
Freuten, als sonst im Zeitgetümmel.

S. 37. Den Raub der Spinnstube. Die Geschichte von dem versteckten Spinnrocken erwähnt Luft in dem an Hasselbaum gerichteten Gedicht: „Ernst und Scherz" mit folgenden Worten:

Gedenkst du, wie dem Mägdelein zur Buße,
Das mir das süße Lösegeld versagt,
Den Rocken ich mit hastgeregtem Fuße
Zur fernen Steige trug, vom Hain umragt,
Wo's oft im Scheitelstrahl erst dämmernd tagt,
Rings um mich grause Mitternacht gezogen,
In mir wild stürmender Gefühle Wogen.

S. 41. Mein Pate. Luft hatte nur einen Paten, den Schuhmachermeister Johannes Weber. Nach der Originalausgabe (S. 48) ist der Pate Leinenweber. Das könnte sich aber daraus erklären, daß Luft, der dort keinen Namen ausschreibt, den wirklichen Namen dadurch verbergen wollte, daß er den Namen zum Beruf gemacht hat.

S. 43. Steuerperäquatur. Behörde, die die gleichmäßige Verteilung der Steuern zu besorgen hat. Es ist möglich, daß Luft bei dem Rentamtmann Föppl in Breuberg beschäftigt war, an den das Gedicht „Verwandlung der Liebe" (Versuche I, S. 137 f.) gerichtet ist. Dort heißt es u. a.:

Seitdem kehrt oft sie meiner Erinnerung
Die Zeit des Wirkens, Föppl, geführt von dir,
Und höher freu' ich mich der Stunden,
Die mir in deiner Umgebung schwanden.
Doch nicht die Vorsicht wollt' es, daß länger wir
Vereint uns säh'n; sie warf mich ins feindlicher
Umstürmte Treiben . . .

Kantor Rinck. Johann Christian Heinrich Rinck, geboren am 18. Februar 1770 zu Elgersburg (Gotha), gestorben zu Darmstadt am 7. August 1846. Auch Stelz erwähnt ihn in seiner Selbstbiographie (Hessische Volksbücher Bd. 4, S. 136) als Examinator.

S. 44. Gasthaus zur Krone. Die „goldene Krone" entstand

1681, als der bisherige Wirt „zum fröhlichen Mann" die Erlaubnis erhielt, in der von ihm erkauften „Tileniſchen Behauſung" „ein Schild zur goldenen Krone" auszuhängen. Vgl. Ph. A. F. Walther. Der Darmſtädter Antiquarius, Darmſtadt 1857 S. 145, desſelben, Darmſtadt, wie es war und wie es geworden, ebenda 1865 S. 120. Später hieß ſie Gaſthaus „zur Krone" (Gg. Wilh. Juſtin Wagner, Geſchichte und Beſchreibung von Darmſtadt, 1840 S. 150) und beſteht heute noch in der Brauerei zur Krone, Schuſtergaſſe 18, früher D 25, fort.

S. 46. Virgiliſchen Eklogen von Voß. Publius Virgilius Maro, römiſcher Dichter, geboren 70 v. Chr., geſtorben 19 n. Chr. Die von Luft erwähnten „Eklogen", zehn an der Zahl, ſchildern das Land- und Hirtenleben, ſind aber mit Beziehungen auf Zeitverhältniſſe, eigene Schickſale des Dichters und angeſehene Perſonen, denen ſich ihr Verfaſſer empfehlen oder dankbar beweiſen wollte, durchſetzt. Die Überſetzung von Johann Heinrich Voß erſchien zuerſt 1797.

S. 47. Vergütung von hundert Gulden. Luft ſchreibt hier „hundert Taler", was natürlich nicht der Wirklichkeit entſpricht. In einer Eingabe an den Kirchen- und Schulrat vom 4. März 1826, worin er ſich um die durch den um 27. Juli 1825 erfolgten Tod des Lehrers Heinrich Lohnes freigewordene reformierte Schulſtelle in Hering bewirbt, gibt er, wie oben Seite 4 mitgeteilt, ſein „Einkommen ohne Wohnung und Brandholz" auf 130 Gulden an. Nach einer vom 28. Januar 1825 datierten Eingabe des erſten reformierten Lehrers Johannes Weber (vgl. oben Seite 99 f.), dem Luft als „Gehülfe beigegeben" worden war, erhielt Luft „aus dem Umſtädter Kollekturfonds eine Remuneration von 100 Gulden in barem Geld und 6 Malter Korn nebſt 17 Gulden 30 Kreuzer von dem vom Gemeindeeinnehmer erhobenen Schulgeld."

Sohn meines Schulmeiſters. Johannes Weber (vgl. oben S. 99 f.) hatte zwei Söhne: Johannes, geb. am 25. April 1808, und Johann Heinrich, geb. 27. September 1809; den jüngſten konnte Luft noch unterrichtet haben.

S. 48. Die herkömmlichen Vertrauten alter Dorforbile, Meiſter Kannales, der Stock. Orbilius Pupillus, römiſcher Grammatiker aus Benevent, iſt durch ſeinen Schüler Horaz, der ihn (Epiſteln Buch 2, 71) als „ſchlagfreudig" (plagosus) bezeichnet, als pedantiſcher Schultyrann ſprichwörtlich geworden. Der Ausdruck war Luft wohl durch den „Gregorius Schlaghart (vgl. Anm. zu S. 22) bekannt, worin von Schlagharts „orbiliſcher Amtsmiene" die Rede iſt und dieſer gelegentlich ein „Orbilius" genannt wird (Neudruck S. 38 und 75). Dem Namen „Kannales" liegt das franzöſiſche canne = Rohr, Stock, zu Grunde.

S. 49. Den Manen meines Vaters geweihtem Geſange. Das folgende Gedicht iſt in den „Freiheits- und Lebens-Klängen" (S. 113 f.) unter dem Titel „den Manen eines Vaters geweiht" ab-

gedruckt. Der Verehrung für seinen Vater gibt Luft auch in dem Gedichte „Gedenk-Sonett. L(eonhard) H(eisel) in Worfelden" (Poet. Versuche I, S. 128) mit den Worten Ausdruck:

„Auch mir entriß der unerbittlich Strenge
Den Führer in des Lebens Blütenalter,
Und einsam stand ich da im Drang' der Menge."

S. 49. Tisbiter. Der Prophet Elia, der aus Tisbe in Gilead stammte, vgl. 1. Könige 17, 1.

Prophet in meinem Nazaret. Daß diese Bemerkung Lufts der Wahrheit entspricht, beweist der Grund, womit der Inspektor Ritter am 22. März 1826 die Bitte Lufts um Übertragung der Heringer Schulstelle befürwortet: „weil bei ihm auch eintrifft, wie das Sprichwort sagt: ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, bei ihm heißt es: in seinem Geburtsorte".

S. 50. Komponiert. „Sechs Lieder verschiedenen Inhalts nebst Melodieen und Klavierbegleitung von Johann Luft 1842." Nr. 5: „der Schlittschuhläufer", S. 17—21. Vgl. oben Seite 18.

S. 51. Von dem Blutbade überrascht. Auf die im folgenden geschilderte Schlachtung des Gemeindefarrens spielt Luft in dem Georg Hasselbaum gewidmeten Gedicht „Ernst und Scherz" (Lyr. Ged. 1840 S. 326) mit den Worten an:

Gedenkst du d'ran, wie nächtlich ob der Höhe,
Der alten, wir nach Katharinens Ort
Hineilten, als gerad' in ihrer Nähe
Der Herde Vater fiel? Ein blut'ger Mord!?

S. 53. Frankfurt . . ., wo sie . . . als Ladenmädchen Spezerei darwog. Aus einem Schreiben Lufts an den Pfarrer Cullmann, datiert Hering 17. 2. 1832, geht hervor, daß seine Ehefrau im Jahre 1831 in „Frankfurt a. M. bei Kaufmann Scherer menschenfreundliche Aufnahme und Unterhalt gefunden hatte." Doch muß der Aufenthalt nur von kurzer Dauer gewesen sein, denn am 4. März 1832 gab Luft vor dem Heringer Schulvorstand zu Protokoll, daß er „nach Frankfurt a. M. gereist sei, um da seine Frau, welche er hier nicht ernähren könne, im Dienste bei Kaufmann Scherer daselbst zu geben, weil aber die geforderten Zeugnisse nicht gegeben wurden, sei er genötigt gewesen, seine Frau wieder mit hierher zu sich zu nehmen."

S. 55. Sabas Bohne. Kaffee. Saba, nicht die in der Bibel vorkommende im südwestlichen Arabien liegende Stadt, sondern eine niederländisch-westindische Insel.

S. 58. Bürger sang. Gottfried August Bürger 1747—1794. Das angeführte Gedicht hat die Überschrift „das Dörfchen".

S. 60. Mann zu Gevatter. Paten hatte Lufts Tochter nicht. Ihre Patinnen waren Juliane Barbara, Adam Schäffers, des Feld-

schützen zu Hering eheliche Hausfrau, und Eleonora, „des Schuhmachers Louis Karns Ehefrau zu Darmstadt".

S. 60. Dem Rate des Horaz. Quintus Horatius Flaccus, einer der größten römischen Dichter, geb. 65 v. Chr., gest. 8 n. Chr. Die zitierte Stelle ist der Ars poëtica („Kunst zu Dichten") entnommen und besagt, daß eine Schrift „bis ins neunte Jahr verborgen bleiben (d. h. gefeilt werden) müsse".

Die Herausgabe meiner ersten Leierklänge. Poetische Versuche von Johann Luft. Darmstadt, gedruckt bei Jacob Schmitt 1827. 2 Teile.

S. 61. Als Glöckner. Den Dienst als Glöckner versah Luft nicht selbst. Denn in einer Eingabe an das Großh. Ministerium vom 12. Januar 1828 sagt er: „. . . . Bei meiner Hierherkunft sah ich, da ich ein Haus fern der Kirche bezog, mithin das Geläute und Richten der Uhr für mich mit vielen Beschwerden verknüpft war, ich auch meiner öfteren Abwesenheit von zu Haus, wozu mich der Erwerb fehlender Nahrungsmittel in jeder Ferienzeit zwang, und der geringen Geschicklichkeit meiner Hausgenossen wegen, dieses Geschäft nicht wohl selbst übernehmen konnte, mich genötiget, dasselbe um die Glockenfrüchte in dem Pfarrorte und das Festbrot, dessen Verlust ich, weil es nach dem Herkommen in Natur und meist von schlechter Qualität geliefert wurde, wenig achte, durch andere verrichten zu lassen. Nach Verlauf eines Jahres gab ich es bloß mit Bezug des letzteren an den Pflegesohn der Schullehrerswitwe ab . . ."

Bender. Christian Bender ward am 8. Januar 1802 zu Darmstadt als Sohn des Bürgers und Schneidermeisters Johannes Bender geboren, besuchte von Frühjahr 1811 bis Frühjahr 1820 das Darmstädter Gymnasium, studierte dann in Gießen Theologie und Philologie und ward später Hauslehrer und Privatlehrer. Im Jahre 1850 zog er von Darmstadt nach Bessungen und starb daselbst am 4. Mai 1852. Das von Luft erwähnte Werk „Franz von Sickingen vor Darmstadt. Historisches Drama mit einem geschichtlichen Anhange", Benders Erstlingswerk, war im Jahre 1827 in Darmstadt bei Joh. Jac. Schmitt gedruckt worden, wo auch Luft seine Poetische Versuche hatte drucken lassen.

Rohrmanns kleine und leichte Orgelstücke. Gemeint sind zweifellos Heinrich Leopold Rohrmanns „56 für die Orgel gesetzte leichte Vor- und Nachspiele. Sondershausen, Voigt".

S. 63. Letzten Korrekturbogen. Das Gedicht „Das bedeutungsvolle Mahl", Poetische Versuche, Band II, S. 226—228, steht tatsächlich auf dem letzten Bogen dieser Gedichtsammlung. Im folgenden ist die Darstellung der Originalausgabe etwas nach diesem Gedichte ergänzt. Hiernach spielte sich der Vorgang im „Schwanen" ab, der Veranstalter des Mahls war der Gastwirt „G. in D." Der

Name des Wirts, Georg Gütlich, ist nach dem Adreßbuch der Residenz Darmstadt von 1821 festgestellt.

S. 63. Mit Hechtköpfen traktiert. In dem Gedicht lautet diese Stelle: „Hechtköpfe wurden uns zum Zeitvertreib gereicht; sie abzusaugen war das Beste, denn so beschwerte man sich nicht den Leib mit Passionsgerät'". Die hierzu beigefügte Anmerkung: „Wem ist es nicht bekannt, daß man in den Gräten, besonders am Kopfe des Hechtes den ganzen Leidensakt Jesu vorgestellt sehen will?", erklärt es, weshalb Luft den Wirt, natürlich ironisch, einen „frommen Festhalter" nennt. Über das Gasthaus zum Schwanen vgl. Hessische Volksbücher 4, S. 171.

S. 65. Hofkupferstecher Grünewald. Ernst Friedrich Grünewald war geboren zu Darmstadt am 1. März 1801 als Sohn des Bürgers und Handelsmanns Philipp Christian Martin Grünewald und dessen Ehefrau Anna Dorothea Schnepp. Seine Mutter starb am 20. November 1808 im Alter von 47 Jahren 8 Tagen, sein Vater folgte ihr am 9. Januar 1811 im Alter von 58 Jahren 5 Monaten 17 Tagen im Tode nach. Nachdem er einige Jahre das Darmstädter Gymnasium besucht hatte, erlernte er die Kupferstechkunst bei dem ausgezeichneten Hofkupferstecher Johann Konrad Susemihl (geb. 1767 zu Wernges, gest. zu Darmstadt 28. 10. 1846). Später begab er sich nach Karlsruhe, wo der Maler und Kupferstecher Karl Ludwig Frommel (1789—1863) sein Lehrer ward. Im Jahre 1828 kehrte er nach Darmstadt zurück, ward am 9. November 1829 zum Hofkupferstecher ernannt und verheiratete sich am 3. Dezember des gleichen Jahres mit der am 20. September 1804 geborenen Helene Kern, der Tochter des Gasthalters „Zum wilden Mann", Johann Georg Kern. Grünewald starb zu Darmstadt am 26. November 1848, seine Frau hatte bereits am 9. Dezember 1847 das Zeitliche gesegnet. Von den vier aus dieser Ehe hervorgegangenen Kindern überlebten die Eltern nur die am 11. März 1830 zu Bessungen geborene Mathilde Elise Luise und die am 29. August 1833 zu Darmstadt geborene Karoline Margarete Katharine Eleonore Grünewald. Grünewald hat sich auch auf dem Gebiet der Literatur betätigt durch Gedichte, Dramen und Übersetzungen aus dem Englischen.

In den wilden Mann. Das Gasthaus „Zum wilden Mann", das noch Wagner (a. a. O. S. 150) anführt, befand sich in dem Hause B 30, nach heutiger Bezeichnung Große Ochsengasse 23, wo sich jetzt die Kunkelsche Möbelhandlung befindet. Die Tochter des damaligen Inhabers Johann Georg Kern ward im Jahre 1829 Grünewalds Frau, vgl. die vorhergehende Anmerkung. Das Seite 67 genannte Gasthaus „Zum fröhlichen Mann" war in dem Seifenfabrikant Schmittschen Hause D 39, jetzt Schustergasse 13.

Nach geschlossenem Diwan. Diwan, persisch = Gesellschaft, Versammlung.

S. 68. Götz. Karl Christian Götz, geboren zu Pfungstadt am 16. Februar 1795, gestorben daselbst am 9. September 1836; seine Lebensgeschichte siehe Hessische Volksbücher 4, S. XI–XV und Nr. 36 der Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung" vom 4. September 1909.

Wittich. Karl Ludwig Wittich, geboren 5. August 1805 in Darmstadt als Sohn des Amtssekretärs Christoph Friedrich Wittich, bezog Herbst 1824 die Universität Gießen, um Rechtswissenschaft zu studieren („Jünger der Themis"). Von Herbst 1828 bis Ostern 1830 privatisierte er im väterlichen Hause und legte im Mai 1832 die Fakultätsprüfung ab. Er starb als Landgerichtsassessor in Pension zu Pfungstadt am 2. März 1870. Seine schriftstellerischen Werke sind aufgeführt in Scribas Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen I, S. 466, II, S. 810.

S. 71. Durch alle Exemplare. In den meisten Exemplaren von Götzens Gedichten, die im Jahre 1829 in Darmstadt bei J. J. Schmitt gedruckt wurden, ist das Blatt, das die Seiten 121 und 122 mit der zitierten Stelle (auf S. 122) enthält, in der Tat ein Karton (Auswechselblatt), d. h. ein neu gedrucktes Blatt eines Buches, das anstatt eines fehlerhaft gedruckten und deshalb ausgeschnittenen Blattes eingeklebt worden ist, doch haben sich auch einige Exemplare des Fehldrucks erhalten.

à la Ballhorn. Johann Balhorn (nicht Ballhorn), Buchdrucker in Lübeck 1530 bis 1603. Das von seinem Namen abgeleitete Wort „verballhornen" oder „ballhornisieren" erklärt sich am wahrscheinlichsten daraus, daß Balhorn an der bei ihm 1586 gedruckten Ausgabe der „Lübeckischen Statuta" Verbesserungen vorgenommen hatte, die allgemein verurteilt wurden.

S. 75. Des Staatsrats Knapp. Luft schreibt „Staatsrat X . . ." Vermutlich ist damit der am 20. September 1776 zu Erbach geborene Johann Friedrich Knapp gemeint, der am 30. August 1832 zum Geheimen Staatsrat bei dem Ministerium des Innern ernannt wurde. Knapps Werk: „Römische Denkmale des Odenwaldes, Heidelberg 1813" hat Luft gekannt, wie aus der ersten Anmerkung zu seiner Erzählung „Die Belagerung Breubergs um 1672" (Historische Novellen 3. und folgende Auflagen) hervorgeht. Die dort erwähnte Ausgrabung beschreibt nämlich Knapp S. 90 f. mit fast denselben Worten. Knapp starb in Darmstadt am 22. Mai 1848.

S. 79. Sidonierwitwe. Vgl. 1. Könige 17, 8—16. Evangelium nach Lukas 4, 26.

Fünf Gulden. So viel erhielt Luft auf eine am 3. Februar 1830 an den Kirchen- und Schulrat eingereichte „Vorstellung und Bitte", die mit der hier erwähnten „Bittschrift" identisch sein dürfte. Darin heißt es u. a.: „. . . Bei der Strenge der gegenwärtigen Jahreszeit habe ich, dem kein Holz als Besoldung zufällt und von der geringen Anzahl der Schulkinder zum eigenen Bedarf

wenig oder nichts erübrigt, von meinem zum Lebensunterhalt nicht reichenden disponibelen Besoldungsteil soviel zur Feuerung verwendet und voraus angewiesen, daß es mir ganz unmöglich ist, den kärglichen Wintermonat, der bereits zur Neige geht, durch Ankauf neuer Viktualien auf die kommenden Monate zu strecken. Da ich also . . . bald auf dem Punkte stehe, mit der Sidonierin das letzte Mehl im Kad zum Mahl zu bereiten: so dringt mich die eingepflanzte Liebe zum Leben hochpreißlichem Kirchen- und Schulrat mit untertänigster Bitte zu nahen: aus dem Kollekturfonds Umstadt mir zur Fristung meiner Tage eine gnädigste Unterstützung zu verwilligen".

S. 80. Vermittelung eines menschenfreundlichen Kammerdieners. Vgl. das Gedicht: „Fürsten und Fürstendiener. An Herrn Hoppé, Kammerdiener Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Großherzogs" Lyrische Gedichte 1835 S. 213 f.

Ultimatum. Am 15. August 1834 beauftragte der Großh. Oberschulrat die Bezirksschulkommission des Kreises Dieburg, „den Schullehrer Luft unter geeignetem Vorhalt zu bedeuten, daß ihm eine Unterstützung wegen Mangel an Fonds nicht verabreicht werden könne, auch seiner gegen Großh. Inspektor Cullmann erwähnten Resignation nichts im Wege stehe, jedoch im Falle etwaiger Entlassung auf keine Pension zu rechnen sei." Nachdem Luft hiervon in Kenntnis gesetzt worden war, bat er um eine Frist von acht Tagen und erklärte nach deren Ablauf am 1. Oktober 1834: „. . . ich kann meinem Amte dermalen unmöglich entsagen, indem ich wegen Mangels an Unterstützung und bei meinem jetzigen Diensteinkommen Schulden machen mußte. Indessen ist mir von Seiten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs die Zusicherung erteilt worden, daß ich allerhöchsten Orts von Zeit zu Zeit unterstützt werden solle." Lufts Entlassung von der Schulstelle in Hering und seine Versetzung als Vikar an die evangelisch-reformierte Schule zu Unterwaldmichelbach fällt, wie hier hervorgehoben sei, nicht drei Monate (S. 80), sondern drei Jahre später als das Ultimatum, nämlich auf den 31. März, bezw. 6. April 1837.

S. 81. Unterwaldmichelbach. In der Originalausgabe als „Veltenbruch" bezeichnet. Die gleiche Bezeichnung hatte er bereits in dem Gedicht: „Ein Nachtstück. An geh. Hofrat F(eder). Auf Neujahr 1838", Lyrische Gedichte 1840 S. 318 gebraucht:

Ein Wirkungskreis gedehnter als des Küsters
Von Veltenbruch, der meinem Geiste Raum
Zu freiem Fluge bot, nie des Philisters
Bereich, war meiner Jugend gold'ner Traum.

Der Name bedeutet soviel wie „Teufelsbruch" und soll ausdrücken, daß für Luft während seines Aufenthaltes daselbst „der Teufel los war". Er erklärt sich folgendermaßen: Bruch bezeichnet eine feuchte, sumpfige

Wiese und kommt, wie Diehl (Einige eigentümliche Ausdrücke im vorderen Odenwald, Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde Bd. 13 (1874) S. 118—137) bezeugt, in Heubach, Lengfeld, Richen, Semd, Altheim, Groß-Umstadt als Gewannbezeichnung (z. B. Bruchwiesen, Bruchweg, guter Bruch) vor. Luft braucht dieses Wort übrigens selbst oben Seite 25 („auf dem Bruch bildete der Winter große Eisflächen"). Velten, eine deutsche Umformung des Namens Valentin, kommt auch als verhüllende Bezeichnung des Teufels vor, offenbar in Anlehnung an das mittelhochdeutsche Valant = Teufel (Vgl. Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch, Darmstadt 1899 Bd. 2, S. 840 f.), z. B. in der Redensart: „potz Velten" = zum Teufel. Diese Bedeutung hat es hier.

S. 83. Mein zur Ruhe gekommener Amtsvorfahr. Lehrer Johannes Schneider, der — vom 26. März 1828 bis zu seinem am 15. Februar 1837 erfolgten Tode — die nunmehr Luft übertragene Schulstelle bekleidet hatte. Ein Bericht des Waldmichelbacher Schulvorstandes an den Kreisrat zu Heppenheim vom 14. April 1837 besagt, daß „die Schule daselbst jetzt hundert Kinder zähle, die bei der langwierigen Krankheit des Lehrers Schneider sehr verwahrlost worden seien und daher an Kenntnissen und Sittlichkeit zurückständen."

Der Ortsgeistliche. Heinrich Dauber ward 1815 Pfarrer in Walldorf und war von 1819 bis zu seinem am 25. Oktober 1851 erfolgten Tode reformierter Pfarrer in Waldmichelbach.

Ins schwarze Buch. In einem Bericht der Bezirksschulkommission des Kreises Dieburg vom 11. 3. 1835 werden ähnliche Vorkommnisse aus Lufts Heringer Zeit berichtet. Danach hat Luft selbst „in einer früheren Eingabe an den Schulvorstand angeführt, daß es im ersten Quartal (1834) bei 62 Schülern 339 straffällige Versäumnisse gegeben habe, die er aber nicht einschicken könne und werde, bevor er versichert sei, daß man ihn gegen die bei seiner Abhängigkeit von der Schulgemeinde aus der Bestrafung erwachsenden Folgen in Schutz nehmen wolle und könne", und ebenfalls selbst in einer späteren Eingabe an den Schulvorstand erklärt, „daß er im verflossenen Monat März keine Schulversäumnisse aufgezeichnet habe, weil ihm seine Dürftigkeit nicht gestatte, strenge auf unausgesetzten Schulbesuch zu dringen und sich dadurch die Eltern abgeneigt zu machen, von denen er . . . Aushülfe und Unterstützung in verzweiflungsvollen Augenblicken erbitten müsse." In seiner Verteidigung wegen der ihm zur Last gelegten Irregularitäten vom 1. Juni 1836 wiederholt er, daß ihn seine „fortwährende Dürftigkeit" am Einschreiten gegen Versäumnisse hindere, und fährt dann fort: „Nur eines Umstandes von vielen zu gedenken: Ich muß die Milch zum Frühstück von den Leuten hier kaufen und, da ich sie nicht bar bezahlen kann, so kündigte man mir jedesmal den Kredit auf, wenn Schulstrafen exequiert wurden."

S. 85. Die allerhöchste Staatsbehörde. Die folgenden Bemerkungen über den Ortsschulvorstand (bis „Lebens und Wirkens verlieren" Seite 89) bilden den Inhalt eines Aufsatzes Lufts „Über den Nutzen und die Wirksamkeit der Ortsschulvorstände", den er der Bezirksschulkommission Heppenheim am 6. August 1838 vorgelegt hatte. Der Aufsatz war Lufts Michelbacher Verhältnissen entsprungen und als eine Konferenzarbeit gedacht; er war aber deshalb zurückbehalten worden, „weil bisher noch keine schriftlichen Arbeiten eingeliefert wurden". In dem Schreiben, womit Luft diesen Aufsatz überreichte, erklärte er, „daß alle darin besprochenen Um- und Übelstände so störend und nachteilig auf seine Amtstätigkeit einwirkten, daß er im Ernst wünschen müsse, von seiten des Ortsschulvorstandes mehr und begünstigender beachtet zu werden".

Die löbliche Verordnung getroffen. Edikt, das Volksschulwesen in dem Großherzogtume betr. v. 6. 6. 1832 (Reg. Bl. S. 431—454). Vergleiche auch Schumann, das Edikt vom Jahre 1832 und die darauffolgenden Instruktionen über das Volksschulwesen, Darmstadt 1844. Von dem Ortsschulvorstande handeln die Artikel 58—71. Das Edikt wurde durch das Gesetz, das Volksschulwesen im Großherzogtum betr. v. 16. 6. 1874 (Artikel 88) aufgehoben.

S. 87. Mit den Schullehrerseminarien auch Predigerseminare in traulicher Verbindung stehen. Das evangelische Predigerseminar war durch Verordnung vom 21. 3. 1837 gegründet und „in angemessene Verbindung mit dem zu Friedberg befindlichen evangelischen Schullehrerseminarium" gesetzt worden. Hiernach „erhielten die Zöglinge des Schullehrerseminars durch Lehrer am Predigerseminarium den Unterricht in der christlich-kirchlichen Religionslehre in systematischem Zusammenhang, verbunden mit Auslegung des Katechismus und Anleitung zu dessen Gebrauch, desgleichen über ihre Pflichten als Diener der Kirche und Lehrer der Religion die nötige Unterweisung, während Lehrer vom Schullehrerseminarium über die Volksschule und das Verhältnis der Geistlichen zu ihr, über Methode, Schulorganismus und Schuldisziplin den Mitgliedern des Predigerseminariums teils durch Vorlesungen und Konversatorien, teils durch Schulbesuche und darüber abzufassende Relationen, teils durch Anleitung zur wirklichen Unterrichtserteilung in einer der Seminariumsschulen die nötige Belehrung erteilten." (Bekanntmachung v. 29. 3. 1837, § 9) Vgl. Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminariums zu Friedberg für das Jahr 1838, Gießen 1838 S. 57 und 63. Das evangelische Schullehrerseminar war 1817 gegründet worden. Über seine Geschichte vgl. W. Heße, die Großh. Hess. Schullehrer-Bildungsanstalt zu Friedberg, Mainz 1823, Karl Christoph Steinberger Geschichte des Großh. Hess. evangelischen Schullehrer-Seminars zu Friedberg, Friedberg 1868.

S. 90. Meiner aus vier Winden zusammengestoppelten Besoldungsposten. Nach einer Zusammenstellung in den Heringer Schulakten setzte sich das dortige Einkommen Lufts folgendermaßen zusammen:

I. Einkommen als Lehrer:				
a. aus der Kollektur Umstadt	69	Gulden	46	Kreuzer
b. von daher 3½ Malter Korn zu je 5 Gulden	17	„	30	„
c. aus dem Heringer reformierten Almosen	44	„	—	„
d. von der Gemeinde freie Wohnung angeschlagen	20	„	—	„
e. für das nach Heizung der Schulstube ihm bleibende Holz	10	„	—	„
f. an Akzidentien	3	„	—	„
II. Einkommen als Glöckner:				
a. 5 Malter Läutfrucht zu je 4 Gulden	20	„	—	„
b. für 100 Festlaibe:				
50 zu Hassenroth, zu je 9 Kreuzer	7	„	30	„
50 zu Hering, „ „ 10 „	8	„	20	„
Summa	200	„	06	„

Ähnlich setzt sich das Einkommen zusammen, das Luft in Waldmichelbach bezog.

S. 92. Mit dem bloßen Fünftel meines Soldes. (Vgl. S. 93 „Besoldungsfünftel".) Nach Artikel 5 des „Ediktes über die öffentlichen Dienstverhältnisse der Civil-Staatsbeamten" vom 12. April 1820 konnten „Besoldungen und Pensionen der Staatsbeamten nur zu ⅕ von Gläubigern in Beschlag genommen werden."

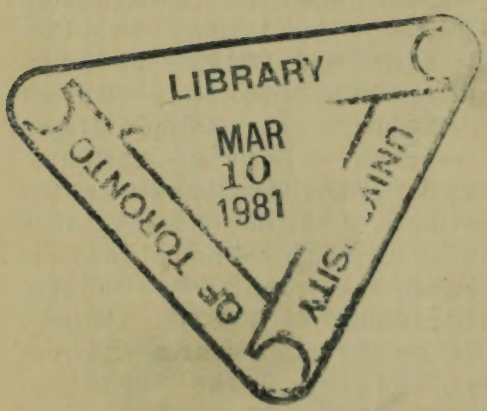
S. 94. Unvergeßlich ist es mir. Das folgende bis zum letzten Absatz ausschließlich (Seite 98) ist der Inhalt der „humoristischen Wanderskizzen". Luft veröffentlichte sie mit dem Vermerk „Vom Verfasser des humoristischen Romans: «Leben und Schicksale des Friedrich Flut», zuerst in dem bei Andreas Heller erschienenen „Beiblatt zum Büdinger gemeinnützigen Wochenblatt", den „Wöchentlichen Unterhaltungen" Jahrgang 1844 Nr. 38 vom 21. September S. 149—152. In der ersten Auflage der „Historischen Novellen und Erzählungen" sind die „Wanderskizzen" auf S. 94—100 abgedruckt; vgl. oben S. 15. Der auf Seite 95 erwähnte Roman ist das Original von Lufts Selbstbiographie: „Leben und Schicksale des Friedrich Flut", in dessen Vorwort auch von den „Herren Abonnenten" die Rede ist. Übrigens scheint Luft den Druck seiner Werke, die alle im Selbstverlag erschienen sind, dadurch ermöglicht zu haben, daß er zuerst eine Subskription veranstaltete und von den Abonnenten einen kleinen Vorschuß nahm (vgl. oben Seite 60). Seiner Gedichtsammlung von 1835 ist ein „Ver-

zeichnis der Literatur- und Kunstfreunde, welche mich bei der Herausgabe gegenwärtigen Heftes begünstigten" vorangestellt; er brachte auf diese Weise 315 Exemplare in feste Hände. Über die „Abonnenten" der Gedichtsammlung von 1840 vgl. Anmerkung zu Seite 98.

S. 97. Sus Minervam. Zu ergänzen docet, lateinisches Sprichwort, zu deutsch: „ein Schwein lehrt die Minerva". Es wird von einem gebraucht, der einen anderen etwas, von dem er nichts versteht, lehren will, obwohl dieser zehnmal mehr davon versteht als der anmaßende Lehrer. An diesen Sinn des Sprichworts denkt aber Luft hier nicht. Er begründet vielmehr die Bezeichnung des Schweins als „Weisheitsfreund" damit, daß es in dem Sprichwort sus Minervam neben der Göttin der Weisheit steht, und daß sein Leder in früheren Zeiten mit Vorliebe zum Einband gelehrter Bücher verwendet wurde.

Konnte ich 2c. Der letzte Absatz ist aus dem Vorwort von Lufts „Lyrischen Gedichten, Bensheim 1840", zusammengestellt, für die Luft in der Seite 94 geschilderten Weise Abonnenten gesammelt hat, und zwar hat er, wie das dieser Sammlung vorausgeschickte „Verzeichnis der Abonnenten" zeigt, fast 1200 Exemplare auf die Weise abgesetzt.

Fünfzehn Jahre. Vgl. auch die oben S. 9. angeführte Eingabe vom 4. 4. 1839 („in fünfzehnjähriger Warte").



C. F. Wintersche Buchdruckerei in Darmstadt.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BRIEF
PT
00 52538

01-852-946

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 02 13 04 014 3